

Ein Tatsachenbericht nach den Aufzeichnungen eines Offiziers vom Bayerischen Infanterie-Leibregiment

„So war eine Schlacht vor Verdun..!"

(Aus dem Geleitwort) Franz von Epp

VERLAG KNORR & HIRTH · MÜNCHEN

Unter den Büchern, die heute, 20 Jahre nach jener schwersten Schlacht des Weltkriegs erscheinen, nimmt dieses nach den Aufzeichnungen eines Offiziers vom Bayerischen Infanterie-Leibregiment von Hermann Thimmermann geschriebene Buch eine Sonderstellung ein: Es umfaßt nur einen Ausschnitt aus einem der Gipfelpunkte der Schlacht, aber, wie General Ritter von Epp, damals Kommandeur jenes Regiments, in seinem Geleitwort sagt, „einen Ausschnitt, wie ihn nur wenige mit einer solchen Realistik und so erschütternden Eindringlichkeit wiederzugeben vermochten. So war eine Schlacht vor Verdun.“ Der Kämpfer von der anderen Seite, ja jeder von der anderen Seite, wird diesen Tatsachenbericht mit gleicher Erschütterung lesen, wie wir Deutsche. Weil er offenbart, wie unter dem Druck des furchtbarsten Vernichtungskampfes die Menschlichkeit hervorbricht, weil er ein Hohes Lied auf den todverachtenden Opfermut gefangener Feinde gegenüber ihrem Gegner ist... Ein Buch von Kampf und Tod, das Völker zu versöhnen vermag...

Von Hermann Thimmermann erschien ferner:

Der Sturm auf Langemarck

In den Spätherbsttagen des 19., 20. und 21. Oktober 1914 versuchten die Divisionen der neugebildeten vierten deutschen Armee zwischen Ypern und der Nordsee durch die englisch-französische Front zu stoßen. Die Divisionen bestanden zum größten Teil aus Kriegsfreiwilligen. Das 26. Reserve-Korps war auf das Städtchen Langemarck angesetzt und geriet hier vor die mächtige englische Kernstellung. Der Angriff mißlang unter unsäglichen Verlusten, er zersetzte aber die großen Offensivabsichten der Engländer. Unsterblich in der Kriegsgeschichte bleibt die Tapferkeit, die Todesverachtung und die flammende Hingabe der Freiwilligen. Hier ist die Schilderung von einem, der dabei war. „Eins der stärksten Kriegsbücher" — nennt es der Berliner Lokalanzeiger. Und der Dresdner Anzeiger urteilt: „Hier spricht deutlich das eigene Erleben; jeder Ton ist echt, wird neu lebendig!" 107 S. 25. Tausend. Geh. 1.90, Lein. 2.50.

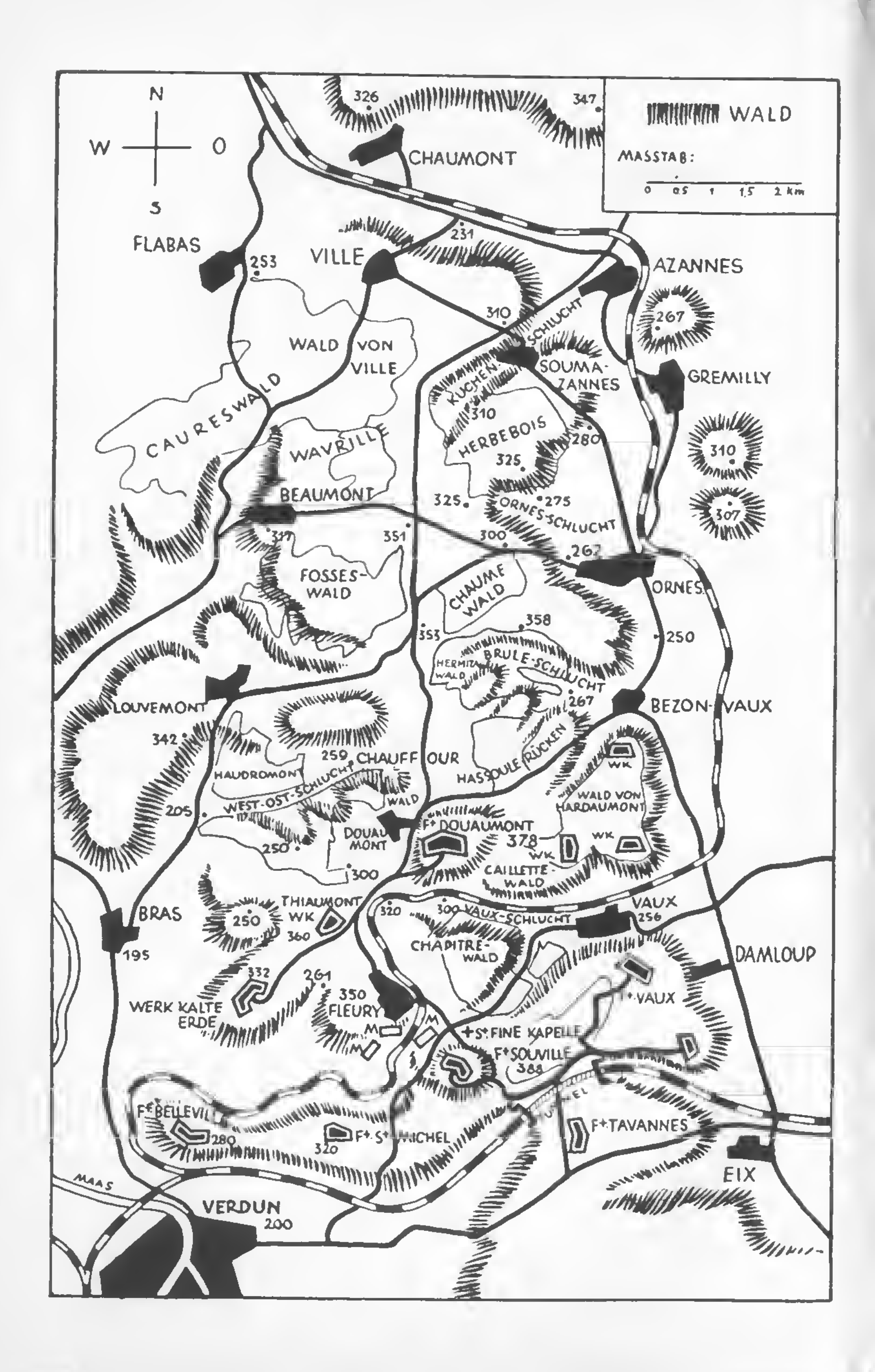
In allen Buchhandlungen!

Verlag Knorr & Hirth, München

HERMANN THIMMERMANN



VERDUN SOUVILLE



N
W
O
S
WALD
MASSTAB:
0 0,5 1 1,5 2 km
326
347
CHAUMONT
231
FLABAS
253
VILLE
AZANNES
310
SCHLUCHT
267
WALD VON VILLE
KUCHEN-
SOUMA-ZANNES
GREMILLY
CAURESWALD
310
HERBEBOIS
280
310
WAVRILLE
325
BEAUMONT
325
275
ORNES-SCHLUCHT
307
351
300
267
FOSSES-WALD
CHAUME WALD
ORNES
358
353
250
BRULE-SCHLUCHT
HERMITA WALD
LOUVEMONT
267
BEZON-VAUX
342
259
CHAUFFOUR
HASSOULE RÜCKEN
WK
HAUDROMONT
WEST-OST-SCHLUCHT
WALD
WALD VON HARDAUMONT
205
F^t DOUAUMONT
DOUAUMONT
378
WK
WK
250
300
CAILLETTE-WALD
THIAUMONT
WK
320
300
VAUX-SCHLUCHT
VAUX
256
BRAS
250
360
CHAPITRE-WALD
195
DAMLOUP
332
261
350
F^t VAUX
WERK KALTE ERDE
FLEURY
M
M
M
St. FINE KAPELLE
F^t SOUVILLE
388
F^t BELLEVIL
280
320
F^t St. MICHEL
F^t TAVANNES
EIX
MAAS
VERDUN
200

VERDUN! SOUVILLE!

Ein Tatsachenbericht
nach den Aufzeichnungen eines Offiziers
vom Bayerischen Infanterie-Leibregiment

niedergeschrieben von

Hermann Thimmermann

Mit 11 Abbildungen

1. — 10. Tausend

1936

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München

Fotos: Bayerisches Kriegsarchiv 8, Männer 1, Hubmann
und Weber 2, Scherl 1

*

Druck und Buchbindearbeiten von Knorr & Hirth G. m. b. H., München

Vorwort

20 Jahre sind seit jenem schwersten aller Kämpfe verflossen. Die Erlebnisse sind in das Dämmern der Vergangenheit versunken. Für gewöhnlich schlummern sie auf dem Grunde der Seele, bis irgend etwas sie weckt und an die Oberfläche des Bewußtseins bringt, wie diese Erzählung eines Mitkämpfers. Wenige Tage nur umfaßt ihre Handlung; sie bringt räumlich und zeitlich nur einen Ausschnitt aus der Schlacht, die mit solchen zeitweiligen Gipfelpunkten Monate gedauert hat; einen Ausschnitt, wie ihn Tausende, Zehntausende mit umgestellter Szenerie erlebt haben, wie ihn aber nur wenige mit einer solchen Realistik und so erschütternden Eindringlichkeit wiederzugeben vermochten.

So war eine Schlacht vor Verdun.

Mit einer so vernichtenden Kraft arbeitete die Technik, so hielt Kameradschaft mit eisernem Gehorsam die kämpfenden Männer zusammen; so führten Opfermut und Todesverachtung zu den unvorstellbaren Leistungen; so brach unter dem furchtbaren Druck der Vernichtung die Menschlichkeit hervor, wenn das Würfelspiel der Schlacht das Verhältnis Feind zu Feind beseitigt und an ihre Stelle Schicksalsgemeinschaft gesetzt hatte.

1100 Jahre früher war dieses Verdun für das Abendland der Ort eines schicksalgestaltenden Vor-

ganges: Damals als die Enkel Karls des Großen sein Reich vertraglich aufteilten und die spätere Scheidung in das ostfränkische Reich (Deutschland) und in das westfränkische Reich (Frankreich) einleiteten. Nie ist die Gestalt der räumlichen Abgrenzung endgültig geworden. Um sie traten die beiden Völker immer wieder in schwere Kriege. Um die zu einer gewaltigen Festung ausgebaute Stadt Verdun aber dreht sich im Jahre 1916 die gewaltigste Schlacht des größten Krieges der Geschichte. Und dieser Krieg hat immer noch die gleiche Wurzel der politischen Rivalität!

Die Frontsoldaten von beiden Seiten haben aus solchen Erlebnissen, wie wir eines hier ablaufen sehen, die Folgerung gezogen, daß diese Art, die Rivalität auszutragen, beiden Teilen verderblich ist. Für das deutsche Volk hat sein Führer Adolf Hitler, der ehemalige Frontkämpfer, zu wiederholten Malen diese Überzeugung ausgesprochen und den Willen der deutschen Staatsführung bekundet, ihre Politik dieser Überzeugung gemäß zu gestalten. Die französische Staatsführung hat leider bis jetzt den Weg zu dieser Geschichtsauffassung noch nicht gefunden.

Franz von Papen

Am 9. Juli des Jahres 1916, nachmittags gegen fünf Uhr, zwischen den geborstenen Häusern und den Mauerresten von Chaumont, war es so weit.

Der Leutnant schnallte sich langsam sein Koppel um. Daran hing die Armeepistole, drei mit Wasser gefüllte Feldflaschen und vier Handgranaten. Er trug Wickelgamaschen, Mannschaftshosen und einen Mannschaftsrock mit verwitterten Achselstücken. Vor seiner Brust schaukelte die Gasmaske. Auf seinem Rücken lastete der Rucksack, darinnen das wenige war, was ein Mann für eine schwere Schlacht braucht. Überdies waren noch darin verstaut zwanzig Rahmen Gewehrpatronen für seine Leute, und das Ganze wog an die neunzig Pfund.

Der Leutnant war Führer des ersten Zuges seiner Kompanie und neunzehn Jahre alt, in seinem mageren Gesicht funkelte unter dem Schatten des Stahlhelms eine Nickelbrille.

Seine neunzehn Jahre konnten nicht verhindern, daß er ein uralter Krieger war, und er brauchte nur auf seine Stiefel hinunterzublicken, um in dieser Hinsicht eine Bestätigung und eine Erinnerung zu bekommen. Es waren schwergenagelte Bergschuhe, die er für den Feldzug gegen Italien zu Brixen in Tirol erstanden hatte. Sie waren mit ihm am Zinnenplateau im Sextental herumgeklettert, dann hatten sie Ardennen-

erde unter sich gespürt, sie waren später durch Dreck und Staub des Sandschaks während des serbischen Krieges gezogen und jetzt sollten sie ihn in die bitterste Schlacht tragen, die sein Regiment und er jemals erlebt hatten.

Der Leutnant und alle anderen, die sich in dieser Stunde bei strahlendem, warmem Abendsonnenschein das Koppel umhängten und die Rucksäcke über die Schultern warfen, waren sich völlig darüber im reinen, was sie erwartete.

Verdun erwartete sie.

Was das hieß, das können heute nur noch Männer im vollen Umfange ermessen und begreifen, die dabei gewesen sind und die das Schicksal übriggelassen hat. Und selbst bei diesen (von denen man sagen kann, daß sie das Härteste, Gehämmertste und Endgültigste darstellten, was man mit dem Begriff Feldsoldat verbindet), selbst bei diesen bricht heute bisweilen die Erinnerung an jene Tage plötzlich ab und verschwindet in einem verschwommenen, donnernden, berstenden und vagen Traum.

Die Ruinen von Chaumont, darinnen die Kompanien den Antrittsbefehl erwarteten, waren von allen Geistern der Schlacht dicht bevölkert. Wie eine unsichtbare Wolke lag über den Strohschütten, in jedem Raum und jedem Winkel der immerwährende, widerwärtige Gestank von Chlorkalk und um die Gesichter der Männer schossen unaufhörlich Schwärme fetter

Schmeißfliegen, bläulich schimmernde, widerliche Insekten, die sich rasend schnell vermehrten, genährt von den Leichen ohne Zahl, die rings in der Erde ruhten oder über der Erde schlummerten und auf den Abtransport warteten... Schmeißfliegen immer und überall. Aus den beiden Öffnungen jeder Milch-Konservenbüchse krochen, bevor man daraus trinken konnte, Schmeißfliegen; und Schmeißfliegen saßen auf den Händen und in den Gesichtern, krochen über die zerfetzten Gasmasken und zwischen den durchbluteten, weggeworfenen Mullbinden, sie hockten auf den Uniformstücken, die Verwundete zurückgelassen hatten, sie wimmelten an den Wandresten, sie waren nicht zu vertreiben.

Zehn Kilometer entfernt lag die Front.

Unter den Prankenhieben, mit denen die deutschen und französischen Artillerien aller Kaliber ununterbrochen, Tag und Nacht und Stunde um Stunde ihre Ziele zerhieben, zitterte die Erde ohne Unterlaß und die ganze Landschaft war von diesem dumpfen, fernen Gebrüll angefüllt wie von einem immerwährenden, unterirdischen, brodeluden Tosen eines mächtigen Vulkans.

Bisweilen hoben die Männer in Chaumont ihre Köpfe und lauschten auf die vier kurzen Abschüsse, die aus dem Fort Marre jenseits der Maas zu kommen schienen. Diese vier kurzen Abschüsse waren aus dem

wühlenden Murren des übrigen Geschützfeuers genau herauszuhören. Es waren Abschüsse aus schwerstem Kaliber. Eine Weile nachher hörte man nichts ... dann zog hoch über ihren Köpfen und Chaumont hinweg jenes seltsam flirrende Schlurfen, Flüstern und Wurgeln, das jeder Frontsoldat kennt und keiner genau mit Worten wiedergeben kann ... und wenige Sekunden später donnerten die Einschläge mit breitem, brutalem Krachen ins Hinterland.

Der Leutnant hörte nur halb hin. Er war fertig zum Abmarsch und las noch einmal, zum ungezähltesten Male, den Angriffsbefehl. Er war sich bewußt, daß er ihn jetzt endgültig zum letzten Male lesen würde. Wie die Dinge lagen, würde er kaum wieder die Möglichkeit haben, den Zettel aus der Tasche zu zerren und noch einmal zu studieren.

Also mußte er ihn im Kopf haben. Er mußte ihn in allen Fasern haben, Ziffer um Ziffer und Satz um Satz. Nichts durfte vergessen werden. Jede Gefechtshandlung war auf die Minute ausgearbeitet und festgelegt. Das Schlachtfeld hieß Verdun und die oberste Führung wußte zur Genüge, daß, war die Truppe einmal in dieser flammenden Wüste untergetaucht, kaum eine dauernde Verständigung mehr möglich war. Nicht mit der oberen Führung, nicht mit der Artillerie, nicht durch Telephon, nicht durch Blinklicht, nicht durch drahtlose Telegraphie und wohl auch kaum durch

Meldegänger, die in diesem unbarmherzigen Gelände zu Hunderten und Hunderten spurlos verschwanden und Tage später vielleicht in einem einsamen Trichter zerschmettert aufgefunden wurden.

Die Angriffstruppe war auf sich allein angewiesen, auf ihre Entschlußkraft, ihre Tapferkeit und ihre Nervenstärke. Das Ziel war ihr bekannt, für die genaue Durchführung hatte sie selber zu sorgen und allen Zwischenfällen selber Rechnung zu tragen.

Die Aufgabe der Kompanien war, das Bataillon des Regiments, das im eroberten Fleury in Stellung lag, abzulösen und die M-Räume zu stürmen, jene stark befestigten Erdwerke auf dem Glacis des Forts Souville.

Der Leutnant hatte Zeit genügend gehabt, sich alle Einzelheiten des Angriffs einzuhämmern. Vier Tage und vier Nächte hatte er dafür Zeit gehabt. Denn der Abmarsch war schon für den Abend des 5. Juli befohlen worden, aber seit dem 3. Juli regnete es in Strömen. Die Angriffshandlung wurde um 24 Stunden verschoben.

Regen, dachte der Leutnant an jenem Tage, Regen, du Fluch von Verdun! Hätte es damals nicht geregnet, damals schon, als der allererste Sprung auf Verdun angesetzt war, hätte es damals nicht geregnet, Verdun wäre überrannt worden ... wäre, wäre, wäre ...

Am 6. Juli regnete es weiter.

Es regnete weiter am 7. und es regnete weiter am 8. Juli, der Angriff wurde verschoben und wieder verschoben.

Am 9. Juli aber lag über diesem verfluchten Gelände heller Sonnenschein und ein strahlend blauer Himmel.

Und der Angriffsbefehl war dem Leutnant in alle Fasern eingebrannt. Alles übrige mußte sich finden.

Als er zur angetretenen Kompanie schritt, ging sein Kopf um einen winzigen Ruck höher, ohne daß er sich dessen ganz bewußt geworden wäre, lebte in diesem Augenblick die ruhmvolle Tradition seines Regiments in ihm heftiger als jemals und mit schneidendem Stolz auf. Er ging wahrlich nicht allein in diese bittere Schlacht.

Neben den Rekruten, die in die Lücken der Gefallenen der letzten Tage getreten waren, standen die Kameraden aus den unvergeßlichen Monaten an der italienischen und an der serbischen Front. Und hinter ihm, dem jungen Offizier, stand die Vergangenheit eines der besten Regimenter der deutschen Armee, des Bayerischen Infanterie-Leibregiments, der Kerntruppe des ruhmreichen Deutschen Alpenkorps.

Er ging wahrlich nicht allein in diese Schlacht, sondern begleitet, behütet und entflammt von einem soldatischen Geiste ohnegleichen.

Mit einem Ruck schleuderte der Leutnant die nassen Lehmklumpen von den Schuhen und stampfte durch

den von den Regengüssen tief aufgeweichten Boden zu seinem Zuge.

(Heute noch hängen diese Schuhe in seiner Wohnung und die zentimeterdicken, vertrockneten Erdkrusten daran dürfen nie entfernt werden, denn es ist geheiligte Erde von Verdun.)

Neben der Kirche von Chaumont waren die Züge angetreten. Drinnen im Kirchenschiff sah man die übereinandergelagerten Pritschen. Stroh auf dem Steinboden. Konservenbüchsen.

Es wurde kaum ein Wort gesprochen.

Es war niemand recht zumute, jetzt viel zu reden. Denn da es wieder in die Schlacht ging, erinnerte man sich daran, wie man aus der letzten Schlacht zurückgekommen war, nachdem Fleury gestürmt wurde. Es fehlten Namen und Namen und Gesichter und Gesichter.

Schweigend setzten sich die Kompanien in Marsch. Die schweren Stiefel klatschten in den Dreck, wurden angesaugt, herausgerissen, eintönig glitschte es durch die lange Kolonne.

Kaum aber waren sie auf der schlammigen Landstraße nach der Küchenschlucht eine halbe Stunde dahingezogen, wachten ihre unzerstörbaren, unsterblichen und unbekümmerten Landsknechtseelen wieder auf. Da sie marschierten, waren sie gewohnt zu singen, wie seit Jahrhunderten Krieger auf dem Marsch zu singen

pflegten, und wer hätte in all den Jahrhunderten den Namen Krieger rechtschaffener verdient als sie?

Und also sangen sie.

Bayerische Soldatenlieder dröhnten in den Abendhimmel.

„Weil die Lina evangelisch
Und der Schorsch katholisch ist,
Darum wollten es die Eltern
Und die ganze
Und die ganze Sippschaft nicht."

Das Singen dauerte nicht allzu lange. Denn wenn Soldaten im Marsch aufgehalten werden und stehenbleiben müssen, dann wieder ruckweise weitermarschieren dürfen, dann wieder stehenbleiben müssen, kurz und gut, wenn es sich staut und wenn es stockt, dann werden alte Krieger tief verstimmt und hören auf zu singen.

Und von einem ungestörten Marschrhythmus konnte wahrlich keine Rede mehr sein. Das Gewühle auf der Straße, in das sie jetzt gerieten, erstickte den Gesang. Es machte keine Freude mehr zu singen, wenn man in ein solches Gewürge kam: Die Straße war völlig verstopft, das „Rechts ran!" und das „Links ran!" hörte nicht mehr auf. Schwere 21er mit ihren Gürtelrädern mußten vorbeigelassen werden und sie spritzten den Dreck im großen Stil auf. Munitionstransporte rasselten hinterher und schleuderten den Dreck noch einmal

wie aus einem Springbrunnen nach allen Seiten. Zwar ruderten die Feldküchen bescheidener vorüber, aber dafür gingen plötzlich ihre Pferde hoch und keilten nach allen Himmelsrichtungen.

Bayerische Flüche rasselten die Truppe entlang.

„Ruhe", sagte der Leutnant grimmig, „Ruhe."

Er zottelte mit seinem Burschen Marsmann am Ende seines Zuges. Während der langweiligen Halte, die es immer wieder gab, hatte er Zeit, sich die Landschaft einzuprägen, die in seinem ganzen Leben niemals wieder aus seinem Gedächtnis verschwinden sollte: diese Todeslandschaft mit ihren trostlosen, lehmigen Hängen, ihren merkwürdig verkleckerten Wiesen, ihren farblosen Waldresten und ihrer zerquälten Erde.

Er sah in weiter Ferne in der beginnenden Dämmerung die deutschen Fesselballone am dunkelblauen Himmel stehen und seine nachdenklichen Blicke verfolgten einen einsamen deutschen Flieger, der sich auf dem Heimflug befand.

Sein Infanteristenherz wurde von einem zarten Neid bis zum Rande gefüllt: da oben sitzt einer drin, dachte er, der hat alles gesehen, was dort ist, wohin wir gehen, der hat jetzt schon in das Geheimnis geblickt, das uns erwartet.

Dann riß er seine Blicke vom Himmel los und wandte sie wieder dorthin, wohin sie gehörten, zur Erde, zum Bereich eben der Infanterie. Er lauschte auf

das unaufhörliche Rumpeln und Grollen der Front, das immer näher rückte, er setzte, als der Marsch wieder einmal in Fluß kam, mechanisch Fuß vor Fuß, warf bisweilen pfundige Aufmunterungen von rückwärts in die Kompanie.

Sie waren in der Küchenschlucht angekommen.

Er sah das wohlbekannte Bild der in den Hang gegrabenen Baracken, aus denen leichter Rauch schwelte und friedlich weiterzog, alles war mit Netzen gegen Fliegersicht verhängt und mit einst grünen Zweigen bedeckt, davon nur noch Stecken und verdorrte Blätter übriggeblieben waren. Noch deutlicher und unmittelbarer als in Chaumont konnte man hier die vier Abschüsse der Langrohre des Forts Marre unterscheiden, vernahm wieder das rauschende Orgeln, hörte die schmetternden Einschläge in der Gegend des Kaplagers und dachte, es müsse dort verdammt dreckig zugehen, wenn solche Koffer herunterhagelten.

Weiter ging der Marsch.

Der Leutnant sah sich um und er dachte, das alles könnte man nicht einmal träumen, auch wenn man wollte, so wie aus einer bösen Phantasie waren die Dinge gemacht, die er sah: das fahle Buschwerk links und rechts, und manchmal ganz und gar sinnlos, wie künstlich hingestellt, ein Stück richtigen, grünen, unbeschädigten Waldes. Und wenn ein flammender Einschlag irgendwo in diesen Wald hieb und ihn auf Se-



Oberstleutnant Franz von Epp als Kommandeur des Bayerischen Infanterie-Leib-Regiments (Feldaufnahme)



Der Eingang zum Douaumont



Zwischen Fleury und Bahndamm
(Im Hintergrund Fort Douaumont)

kunden ausleuchtete, dann sah man die blätterreichen Zweige wehen und im Gebüsch die messinggelben Kartuschen der Munitionsstapel aufglänzen.

Es ging jetzt am Waldrand entlang.

Zwei Stunden war man unterwegs und es wurde immer dämmriger auf diesen weichen, klatschenden, grundlosen Wegen, die längst keine Wege mehr waren und vielleicht niemals Wege gewesen sind.

Im Buschwerk des Forstes geisterten Artilleristen umher, tauchten auf und verschwanden, kamen wieder, machten sich irgendwo zu schaffen, eilten weiter, standen plötzlich steinern und starrten herüber, huschten wieder in den Busch.

Der Leutnant sah scharf hinüber.

„Grünkreuz", sagte er dann und deutete auf die geheimnisvollen Stapel im Walde.

Grünkreuz ... das Wort wanderte von Mann zu Mann und jeder wandte seinen Kopf und betrachtete das stille Schimmern der Granaten.

Und als ob ein Windstoß leise durch die Reihen fegte, kam plötzlich eine Art Fröhlichkeit über die Männer. Zurufe flogen von Gruppe zu Gruppe, irgendwo gab es ein breites Gelächter. Es war nichts anderes als der Ausdruck einer Zuversicht. Irgendein Alpdruck schien weggeschwemmt zu sein. Angesichts der glänzenden Stapel im Busch wurde ihnen bewußt, daß dort das Feuer bereit lag, das ihnen, wenn sie zum Sturm

antraten, den Weg freimachen würde. Grünkreuz! Grünkreuz!

Es war ungefähr sieben Uhr abends geworden.

Es war schon dunkler als sonst um diese Stunde im Hochsommer. Und das hatte seine Ursache: die Sonne war tiefer gesunken und jetzt dort am Horizont angekommen, wo sie hinter der Rauchwand der Front stehen mußte. Ihre Kraft war geschwächt, ihr Licht getrübt und ihre Wärme ließ nach.

Von jetzt ab lag die Landschaft in bleierner Farbe.

Schweigend zog die Kompanie weiter. Die Schritte waren länger und eiliger geworden.

Der Leutnant hob seinen Kopf und sah nach vorne.

„Ornesschlucht!" sagte er.

„Ornesschlucht", wiederholten die Männer und das Wort wanderte nach vorwärts und rückwärts, bis es murmelnd erlosch.

Ja, sie waren an der Ornesschlucht angekommen. Die Mulde lag quer zu ihrer bisherigen Marschrichtung, sie war etwa 600 Meter breit. Und sie hatte ihre Bedeutung in diesem Marsch zur Stellung, denn mit ihr begann die Landschaft der Trichter, das Gras hörte auf und der nackte, zerwühlte, zerstörte, aufgerissene, tausendmal umhergeschleuderte Boden nahm seinen Anfang.

Es begann die Mondlandschaft der Schlacht, die Landschaft des Todes.

Bevor die Gruppen vor dem Leutnant den Haug hinunterstiegen, blieben sie stehen und starrten hinüber über die Schlucht. Drüben am anderen Hang sah man Schienen der zerschossenen Feldbahn senkrecht zum Himmel stehen. Und in der Mulde selber sah man Trichter neben Trichter. Noch lag sie schweigend. Noch krachte kein Einschlag in sie hinein, noch schoß keine Flamme aus ihrer verfluchten Erde ... aber wenn der Franzose jetzt wollte ... ihm war jeder Zentimeter dieses Geländes genau bekannt, seine Kanoniere konnten hier jeden Zentimeter Boden auf das genaueste zudecken, denn ihre Tabellen waren ja Tabellen des eigenen Festungsgeländes ... wenn sie in dieser Minute wollten ...

„Weiter", sagte der Leutnant ruhig, und sie hasteten hinunter. Die weißen Ruinen der Trümmer von Dorf und Kirche Ornes leuchteten von fern gespenstig im fahlen Licht.

Sie durchkeuchten die Kraterlandschaft, auseinandergezogen, jeder auf seine Weise und ohne viel miteinander zu sprechen. Der eine vernahm vom andern nur das kurze, ruckweise Ausstoßen und Einholen des Atems, der in den überanstrengten Lungen ein- und auspfiff. Jeder Stiefel, der den Boden berührte, fand keinen Widerstand, sondern sank sofort ein und mußte aus dem saugenden Lehm wieder mühselig herausgezogen werden. Der Regen, der tagelang vom Him-

mel geströmt war, hatte das Land tief aufgeweicht, die Schlucht zu einem Sumpf gemacht und jeden Schritt zu einer Mühsal.

Das Klappern und Klirren von Schanzzeug, Handgranaten und Gewehren wurde nur manchmal durch einen unterdrückten Fluch unterbrochen, dann hörte man lange nichts anderes mehr, als das eilige Klatschen, Quietschen, Rutschen und Patschen der vielen schweren Stiefel.

Niemand hatte Lust, etwas zu reden, und abgesehen davon, daß jedwedes Sprechen bei dem wachsenden Luftmangel schwergefallen wäre, stach ihnen ein gewisser Geruch in die Nase, der immer deutlicher wurde, je weiter sie in der grundlosen Schlucht sich an Trichtern und Pfützen vorüberarbeiteten: es roch nach frischen Einschlägen. Dafür hatte jeder, der da vor sich hinhastete, einen untrüglichen Instinkt. Es konnte noch nicht viele Stunden her sein, daß diese verfluchte Schlucht unter schwerem Feuer gelegen hatte.

Dieser Gedanke machte sie stumm. Es kam jetzt alles darauf an, so schnell es ging, den jenseitigen Hang zu erreichen. In jeder Sekunde konnte die Mulde furchtbar lebendig werden und in einem Höllentanz von Vulkanen erzittern. Und dann würden sie mitten drin sein.

Also war jede Sekunde, die sie auf diesem Wege gewannen, dem Tode abgewonnen. Drüben am anderen Hang, dort war es besser, dort war man im toten

Winkel, und diese vage Hoffnung preßte aus jedem Knie die letzte Kraft.

Sie kamen an und sie waren unversehrt geblieben.

Kein Schuß war in die Schlucht gefallen, keine Flamme war plötzlich aus dem Boden gezuckt, niemandem war ein Haar gekrümmt worden.

Aber unter der Uniform lief der Schweiß in Bächen über ihre Körper, ihre Gesichter triesten, ihre Hemden klebten am Leib, ihre Füße brannten, ihr Kopf unter dem drückenden Stahlhelm dampfte, längst hatten sie sich unterwegs die Kragen aufgerissen und die Hemdknöpfe an den Handgelenken geöffnet, damit Luft heran konnte.

Für einige Minuten waren sie fertig.

Sie sanken am nassen Hang nieder in den Dreck, wo sie gerade angekommen waren und blieben bewegungslos liegen, unfähig, sich zu rühren.

Der Leutnant sah schweratmend nach seinen nächsten Leuten. So weit seine forschenden Blicke die Dämmerung durchdringen konnten, lagen die grauen, lehmbeschmutzten Haufen; in der bleiernen Farbe des Abendhimmels schimmerten die Gesichter, trotzdem sie von der Anstrengung glühendrot sein mußten, geisterhaft weiß. Sein Zug war auf dem Eilmarsch durch die Schlucht nicht einmal sehr auseinandergerissen. Er freute sich darüber.

Es war nicht das erste Mal, daß er solche Minuten

der restlosen Erschöpfung erlebte. Wieder und wieder hatte er dieses Bild gesehen, die totenähnliche Ruhe einer ganzen Kompanie und hatte das Durcheinanderkeuchen einiger hundert ermüdeter Männer gehört, das heisere Räuspern, das sich entlang der Truppe verlor und die Hustenanfälle, die bisweilen hart und blechern einen behelmten Kopf auf- und abtanzen ließen.

Und mehr als einmal hatte er es mitgemacht, daß aus solchen zu Tode erschöpften Männern von einer Minute zur andern eine Stürmerreihe wurde, die mit kilogrammschweren Erdklumpen an den Stiefeln und mit dem letzten Rest von Atem in den Lungen feindlichem Widerstand entgegenraste und ihn zerschlug. — Allmählich begannen die heftig schlagenden Herzen sich zu beruhigen, begann die Luft in den Lungen leichter aus- und einzugehen und sie konnten ihre nächste Umgebung betrachten.

Sie lagen nahe an der Feldbahn, deren zerfetzte Schienen sie vorhin vom anderen Hang aus in den Himmel hatten ragen sehen. Diese Schienen wurden mit einer Verbissenheit ohnegleichen immer wieder zusammengeflickt und mit beinahe stumpfsinniger Genauigkeit von den Franzosen wieder zerschossen.

In der Nähe waren Hunderte und Hunderte deutscher Geschütze in den Hang eingegraben, es mußte irgendwo in der dämmrigen Nähe von Haubitzen und schweren Steilfeuergeschützen nur so wimmeln.

Der Leutnant stand auf, er hatte den Stahlhelm abgenommen.

In diesem Augenblick der Ruhe, die einer gewissen Behaglichkeit gleichkam, wurde ihm das unaufhörliche, ununterbrochene Wummern der Front, das den ganzen Marsch begleitet hatte, wieder deutlicher zum Bewußtsein gebracht. Es war ein absolut entsprechender Kontrapunkt zu diesem Ort und zu dieser Stimmung.

In der Nacht vorher war es hier toll zugegangen. Wohin er auch blickte, die nähere und weitere Umgebung starrte von Trümmern zerschossener Wagen, von Pferdeleichen, von zersplitterten Rädern, von zerstreuten Kartuschen, von zerrissenem Zaumzeug. Vor seinen inneren Augen spielte sich die Tragödie der letzten Nächte so deutlich ab, als ob er dabei gewesen wäre: wie die Munitionskolonnen, jedes Gefährt bespannt mit acht Pferden, im Caracho durch den weichen, nachgiebigen Boden der Mulde fegten, mit gewaltiger Anstrengung den Hang gewannen, dann die Wagen rücksichtslos über die Schienen der Feldbahn rissen, daß sie wie Bälle hochtanzten ... und dann mußte es sie erwischt haben ... dann mußte Lage um Lage hineingedonnert sein ...

Der Leutnant zog den Kinnriemen fest: von ihnen hatte es heute jedenfalls niemand erwischt und jeder sehe zu, wie es ihm gehe.

Kaum hatte sein gelassenes Soldatengemüt diesen

Gedanken zu Ende gedacht, da zerriß eine Stichflamme in der Nähe die Dämmerung, ein berstender Knall preßte seine Trommelfelle und ein gewaltiger Luftdruck beugte seinen Kopf.

Er erschrak nicht, sondern nickte seinen Leuten zu. Es war der Abschuß einer deutschen Haubitzbatterie in der Nähe gewesen. Die Batterien begannen langsam zu feuern. Im Scheine der Mündungsfeuer sah der Leutnant die Kanoniere grell beleuchtet und beinahe unwirklich deutlich hin- und herspringen, in der nächsten Sekunde waren sie wieder von der Dämmerung verschluckt und verschwunden.

Es wurde Zeit.

Die Stimmen der Offiziere durchschnitten den Lärm.

Die Kompanien traten wieder an.

Schwerfällig setzte sich alles in Bewegung. Als die Gruppen oben auf dem Hang ankamen, stutzten sie und blieben wie festgenagelt stehen. Mitten in dem unaufhörlichen Flirren, Seufzen und Orgeln, das bisher über ihren Köpfen hinweggesiedet war, brach es jetzt mit rasender Schnelligkeit heulend heran, zerhieb eine Strecke vor ihnen berstend den Boden, sprang mit einer Flamme zurück und warf dunkle Fontänen von Erde hoch.

Das Langerwartete ... jetzt schien es gekommen.

Die erste Lage war irgendwo vorne in der Kolonne eingeschlagen.

Ob jemand getroffen war?

Hastig sprangen die einzelnen Gruppen weiter.

Sie kamen wieder auf einen Wegstreifen, der niemals ein Weg oder eine Straße gewesen war und trotzdem in langen Wochen ein breiter Marschpfad geworden war, von Truppen getrampelt, von Pferden getreten, von Wagen gefurcht.

Und hier ging es weiter.

Und von hier ab, das wußten sie genau, würde die Todeslandschaft immer so bleiben, wie sie sich jetzt ihren Blicken bot: unzählige Pferdeleichen lagen umher, manche der aufgeblähten Kadaver waren halb in den Boden getrieben, manche schon halb verwest und bisweilen bleckten aus einem toten Pferdekopf die großen, gelbweißen Zähne zu ihnen herauf.

Der Leutnant blieb plötzlich stehen und ließ seine Leute an sich vorbeigehen. Er sah ihnen in die Gesichter und warf bisweilen ein Wort in ihre Reihen. Er wollte nicht, daß sie den Ort, wo er stehengeblieben war, weiter beachteten.

Er stand nämlich genau dort, wo ein frischer Einschlag zu sehen war. Es roch scharf nach diesem Einschlag und um den kleinen Trichter herum lagen einige graue Hügel. Neben diesen Hügeln hatten sich Lachen gebildet und diese Lachen waren frisches Blut.

Der Leutnant bückte sich. Waren es welche vom Leib-

regiment? Nein, es waren Männer des Regiments 140, das mit ihnen in die Schlacht ging.

Die Einschläge hatten hier ihre Opfer gefunden.

Der Franzose schoß also hierher.

Der Leutnant ging weiter.

Es wäre merkwürdig gewesen, wenn sie nicht endlich geschossen hätten. Sie wußten ganz genau, daß zum Beginne jeden Abends, wie hinter ihrer eigenen Front, auch hinter den deutschen Linien alles Leben, das während des Tages vorsichtig versteckt und erstarrt geblieben war, aufwachte. Die Ablösungen marschierten, die Befehlsempfänger rannten hin und her, die Feldküchen machten sich auf, aus den Schluchten erschienen die Verpflegungswagen, die Kranken- und Verwundetentransporte begannen zu rollen, die Munitionskolonnen schleppten sich durch den Lehm. Aus allen Unterständen, aus allen Höhlen und Baracken und Erdlöchern, aus jedem Waldstück, aus jeder Ruine, aus jedem Buschwerk strömte es heraus und machte sich an die Arbeit.

Und der Franzose kannte jeden Weg und jeden Steg, er kannte jeden Hang, der für Unterstände geeignet war, jede Straße, jede Schneise, jeden Waldpfad, jedes Gehöft, jeden Dorfrest, jede Kreuzung, jede Schlucht, jeden Brunnen, jeden Straßengraben und noch jeden Busch, hinter dem sich jemand ausruhen konnte.

Die ganze Landschaft war sein eigenes Festungsglacis.

Der Leutnant sah sich um.

Sie waren im Fosseswald angekommen. Links und rechts aus den Waldstücken schlugen die Stichflammen der Mündungsfeuer aus den 7,5-Feldkanonen. Es war ein gespenstiges Bild.

Feldkanonen?, dachte der Leutnant, Feldkanonen? Damit war man nahe an die Front gekommen.

Damit also, wiederholte er im stillen, damit sind wir an der Front angekommen. Und indessen er im Weiterlaufen den lärmenden Spuk in den Waldstücken betrachtete, die im grellen Feuer auftauchenden und wieder ins Dunkel zurückfallenden Kanoniere, überlegte er sich plötzlich, warum er eigentlich vorhin bei der Einschlagstelle stehengeblieben war.

Warum eigentlich?

Wegen der alten, fronterfahrenen „Leiber" etwa, deren Militärpaß jetzt schon mit Dutzenden von Schlachtennamen und Gefechtsorten angefüllt war? Nein, ihretwegen brauchte niemand mehr an kitzlichen Stellen stehenbleiben, um sie abzulenken. Ihretwegen nicht mehr. Die hatten mehr als einem toten Mann ins erkaltete Antlitz gesehen.

Aber schließlich, es waren Rekruten dabei, die so etwas nicht gewohnt waren, die noch niemals die Wirkung eines Einschlags gesehen hatten, höchstens hatten

sie eine Fliegerbombe im Rekrutendepot hinter der Front erlebt. Blutjunger Ersatz. Noch weich in den Knochen. Noch wacklig vielleicht mit den Nerven. Noch etwas üppig in der Phantasie. Und die kamen jetzt in die Schlacht. Die lernten jetzt das Schlachtfeld der Schlachtfelder kennen, das Verdun hieß.

Nun und?, dachte der Leutnant weiter und war mit sich selber etwas im unklaren. Nun und? In wenigen Stunden waren diese Rekruten mitten drin, kamen in den Douaumont, mußten gleich weiter hinaus in die Hölle von Fleury, mußten dann die M-Räume stürmen und weiter rasen nach Souville ... Sie würden Dinge sehen, die sie in ihren finstersten Vorstellungen nicht für möglich gehalten hätten ... sie würden es sehen, hören, erleben und überstehen müssen, ob sie wollten oder nicht ... wozu also hatte er sie vor dem Anblick einiger Toten bewahren wollen, bevor sie Hunderte und Hunderte von Toten sehen würden und wahrscheinlich, wahrscheinlich selber sterben mußten? Ja also, fragte sich der Leutnant, warum bist du eigentlich stehengeblieben? Und nun fiel es ihm ein.

Er erinnerte sich, daß er selber neunzehn Jahre alt war und ein gehämmerter Frontsoldat. Und seine neunzehn Jahre verstanden, warum er es getan hatte. Aus mitfühlender Kameradschaft für die Unerfahrenen nämlich. Der Frontsoldat in ihm aber knurrte. Und hielt es für überflüssig.

Und plötzlich dachte er wütend hinüber zu den feuernden Feldkanonen: hoffentlich ballern sie nicht zu blödsinnig und bringen uns damit die französische Artillerie noch klotziger auf den Hals.

Es konnte niemand von ihnen übersehen oder überhören, daß sie in der Tat an der Front angekommen waren.

Immer häufiger wirbelte eine Fontäne aus Flammen und Erde links und rechts, vor ihnen und hinter ihnen aus der zerwühlten Landschaft, wieder und wieder wurden ihre Gesichter plötzlich grell beleuchtet und dann und wann flog eine Erdscholle zwischen ihnen hindurch und klatschte irgendwo in der Dunkelheit nieder.

Das Gepäck auf ihrem Rücken war längst schwerer und schwerer geworden, was bisher noch nicht gedrückt hatte, begann jetzt mörderisch zu drücken. Und was sie sonst noch an Zeugs an sich hängen hatten, wurde mit seinem verdammten Pendeln überaus lästig und unangenehm. Sie versuchten den Rucksack festzuhalten mit der einen Hand und mit der anderen das hängende und pendelnde Zeugs und so stampften sie mühselig über die verschlammte Erde und zogen Schritt für Schritt die klebenden Stiefel aus dem tiefen Lehm.

Aber wenn Einschläge in ihrer Nähe donnerten, wurden sie plötzlich, einer wie der andere, körperlos und leicht wie eine Feder im Wind. Sie spürten nicht

im geringsten mehr den schweren Rucksack, der ihnen vorher die Kehle zugedrückt hatte, sie wurden nicht mehr von dem ewigen Pendeln des Spatens, des Brotbeutels und der Feldflaschen gestört, sie wuchteten nicht mehr mit den Stiefeln schwer in die Erde ... sie sprangen plötzlich wie beschwingt vorwärts, vergaßen das schnell pochende Herz und die zitternden Lungen.

Der Leutnant sprang inmitten seiner Gruppen mit. Er war sich bewußt, wie merkwürdig und geradezu komisch es im Grunde war, daß man plötzlich laufen konnte wie ein Wiesel.

Wurde der Marsch ruhiger, begann er wieder einmal den Angriffsbefehl vor sich hinzumurmeln, er kannte ihn bis zum letzten Buchstaben, bisweilen faßte er auch nach den im Rockflügel eingenähten Verbandpäckchen und sah sich dazwischen nach den Leuten in seiner Nähe um.

Soviel er in der Finsternis sehen konnte, war noch keiner liegengeblieben. Viel allerdings konnte er nicht mehr sehen, denn aus der Dämmerung war inzwischen Nacht geworden.

Es war stockfinster.

Und unversehens standen sie auf einmal am Rande der Brûleschlucht, sie war tief eingeschnitten, mit einzelnen zersplitterten Bäumen noch bestanden.

Im Lichte der einschlagenden Geschosse sahen sie auf dem Grunde der Schlucht Wasser schimmern und Ge-

stalten umherwimmeln. Die ganze tiefe Erdwanne war von einem geheimnisvollen Leben bevölkert.

Stimmen kamen aus der Dunkelheit und einzelne Lichter zuckten auf und verschwanden wieder.

Hier schlug das Herz des kommenden Angriffs. In Erdhöhlen dieser Schlucht, in der Hermitage, lag der Regimentsstab. In einem winzigen Unterstand hauste der Regimentskommandeur, der Oberstleutnant Epp. In Erdlöchern daneben wohnten die Offiziere des Stabes.

Die Kompanien warfen sich in den toten Winkel des Tales.

„Schnauft euch aus!“ sagte der Leutnant und begab sich zur Meldung mit den anderen Offizieren.

Der Leutnant suchte sich nach einem Erdloch durch und rüttelte den schlafenden Ordonnanzoffizier an den Füßen.

„Seid ihr schon da?“ fragte der gleichmütig. Und dann wurde er ausgequetscht.

„Wie schaut's heut nacht bei euch aus?“

„Bei uns? Bis jetzt war's ruhig, was man halt so ruhig nennt“, antwortete er und der Regimentsadjutant drängte sorgenvoll: „Seht zu, daß ihr rasch ablöst, daß die vorne noch vor Tag hinterkommen.“

Die vorne, das waren die, die in den Mauerfetzen von Fleury lagen seit Tag und Nacht.

Was überhaupt der Name Fleury in der Geschichte

des Leibregiments bedeutete, das ist kaum zu beschreiben. Es kann nur mit dürrsten Worten kurz beschrieben werden, denn wenn man die Ereignisse dieses beispiellosen Sturmes mit Bemerkungen versehen wollte, dann wäre jedes Wort des Lobes zu arm.

Auszug aus der Regimentsgeschichte:

„Am 23. Juni morgens um drei Uhr hatte das II. und III. Bataillon dem Regimentskommandeur, der seine Gefechtsstelle im Fort Douaumont hatte, seine vollzogene Bereitstellung zum Sturm gemeldet.

Als der Tag graute, wechselte die deutsche Artillerie vom Gasschießen zum Trommelfeuer. Ein Orkan lag über den französischen Stellungen und besonders über Fleury. Vom Douaumont aus sah man die ganze Landschaft, den Chapitrewald, die Ruinen von Fleury und das Zwischenwerk Thiaumont in eine ungeheure Wolkenwand von etwa 200 Meter Höhe eingehüllt, es wirbelte dort von Rauch, Flammen und Staub und dazwischen fegten Leuchtraketen in allen Farben, ob von Feind oder Freund, konnte man nicht unterscheiden.

Um acht Uhr an diesem Morgen starrten die Augen der Beobachter im zerschossenen Panzerturm von Douaumont starr nach dem Gelände von Fleury hinüber und versuchten, die immer dichter werdende Rauchwand zu durchdringen.

Oberstleutnant Epp und sein Stab verbrachten die folgenden Minuten in äußerster Spannung. Denn um



Vor Fleury



Meldeläufer im Trichterschlamm

8 Uhr waren das Leibregiment, die 2. Jäger-Brigade und das 10. Bayerische Infanterie-Regiment zum Sturm angetreten. 8.26 Uhr kam die erste Beobachtermeldung aus dem Panzerturm: „Eigene Infanterie dicht vor Fleury!"

Also war der erste Anlauf gelungen!

Bald darauf kam die Meldung, daß rechts vom Leibregiment das 10. Bayerische Infanterie-Regiment, des Königs Regiment, das Zwischenwerk Thiaumont gestürmt habe.

8.45 Uhr meldet der Panzerturm: „Eigene Infanterie ist in Fleury eingedrungen!"

9.20 Uhr: „Unsere Infanterie hat Fleury genommen!"

Dichte Massen von Gefangenen kamen vom Bahndamm her fluchtartig auf das Fort zu. Also schien der Gesamtangriff, genau, wie beabsichtigt war, völlig planmäßig gelungen zu sein.

Oberstleutnant Epp entschloß sich, mit den Reserven und dem Stab nach Fleury vorzugehen.

Vor den Ausgängen des Douaumont lag schwerstes französisches Feuer. Und der ganze, weite Raum zwischen dem Fort und Fleury war von Granaten aller Kaliber so zugedeckt, daß jede Abteilung, die hier vorwollte, mit den schwersten Verlusten rechnen mußte. Schweres Steilfeuer lag auf dem Bahndamm. Der Regimentsstab versuchte vergeblich, einen Weg nach

Fleury zu finden. Da aber überall zu erwarten war, daß er nutzlos außer Gefecht gesetzt würde, befahl der Kommandant die Rückkehr ins Fort.

Von der Front kamen lange keine Nachrichten.

Erst nachmittags meldete der Kommandeur des II. Bataillons: „Angriff geht über Fleury nicht vorwärts. Sehr starkes flankierendes Feuer schwersten Kalibers aus südwestlicher Richtung auf Bahndamm und vordere Linie. Der Adjutant und der Regimentsarzt gefallen."

Am Abend kann sich Oberstleutnant Epp ein Bild von der Lage machen. Das Regiment hat in beispiellosem Schwung die feindliche Front überrannt, hat mit schwersten Verlusten Fleury genommen und liegt nun zerschossen und durcheinandergewürfelt mit schwersten Offiziersverlusten südlich des Dorfes vorne am Feind, während die Anschlußtruppen rechts und links nicht vorwärts gekommen sind. Nur das 10. Infanterie-Regiment hat Thiaumont genommen, mußte aber Froide Terre wieder aufgeben, das schon in seiner Hand war."

Das ist der dürre Inhalt einer der glänzendsten Waffentaten des Leibregiments.

Das war der Tag von Fleury gewesen.

Er kostete das Leibregiment 14 Offiziere, seinen Regimentsarzt und 550 Mann. Unbeschreiblich schwere Tage und Nächte folgten, denn vor Fleury tobte die Hölle.

In diesen Tagen bezog der Kommandeur ein Erdloch in der Brûleschlucht und bereitete hier die Ablösung seiner Bataillone vor Fleury und gleichzeitig den Sturm auf die südwestlich Fleury liegenden Erdwerke, die M-Räume vor.

Oberstleutnant Epp in seinem alten, zerschlissenen Feldrock hob sich mit seiner schlanken Gestalt deutlich vom Karbidlichtschein, der aus seinem Unterstand drang, ab. Nachdem er die Meldung des Bataillonskommandeurs entgegengenommen hatte, gab er mit halblauter Stimme die letzten Nachrichten von vorne bekannt. Er reichte jedem einzelnen Offizier die Hand und wie dieser Händedruck erwidert wurde, mußte ihn davon überzeugen, daß seine Leiber für ihn, den kampferprobten Kommandeur, durchs Feuer gingen, auch durch das Feuer dieser kommenden wilden Schlacht. Druck und Gegendruck der Hand: es war wie ein doppeltes Versprechen und wie ein einziger Herzschlag.

Im ungewissen Licht des Himmels und im aufstiebenden Feuer der Einschläge sah man ein Gewimmel von grauen Gestalten: von allen Seiten kamen und gingen sie, Pioniere arbeiteten wie Ameisen, Essenholer, Wasserholer, Befehlsempfänger, Munitionsträger liefen durcheinander wie in einem großen Bergwerk, dessen Dach der besternte Himmel allein bildete.

„Schaut, daß ihr so rasch ablöst, daß die vorne vor Tag hinterkommen!“ Der Regimentsadjutant wußte,

warum er das seinen Kameraden immer wieder ans Herz legte.

Wer vor Fleury abgelöst wurde, war, wenn er aus seinem Trichter kroch und die Wanderung zurück antrat, noch lange nicht in Sicherheit. Vier Stunden dauerte der Todesweg zur Brûleschlucht und diese vier Stunden führten durch eine donnernde, feuerüberspiene Wüste, durch ein Kraterfeld, das beinahe völlig frei unter den Augen der französischen Batterien und Maschinengewehre lag. Diesen furchtbaren Weg bei Tage zurückzulegen, war für geschlossene Abteilungen aussichtslos. Wer von den Batterien und den Maschinengewehren nicht erwischt wurde, der fiel tausend zu eins den französischen Fliegern zum Opfer, die hier wie wütende Geier meterhoch über dem zerstörten Erdboden hin- und herstießen. Nur der Einzelgänger konnte Glück haben.

Es gab für die Ablösung nur eine Chance, hier unversehrt, oder, wenn es gnädig abging, verwundet durchzukommen: unter dem dunklen Mantel der Nacht.

In der Brûleschlucht sammelten die Kompanien zum Abmarsch.

Wie Klumpen schwarzer Schatten standen die Züge und der Leutnant tastete sich an seinem Zug entlang und rief Namen in die schweigende Reihe.

„Luttenberger!“

„Inzenhofer!“

„Egger!"

„Posch!"

Und zu seiner Beruhigung kam jedesmal aus der dichten Finsternis ein Murmeln: „Hier, Herr Leutnant!"

„Fehlt keiner? Alles da?"

Und rings aus der Dunkelheit antworteten die Stimmen der Gruppenführer. Niemand fehlte. Es war keiner erwischt worden.

Glück gehabt, dachte der Leutnant.

Dann tastete er sich zum Ende seines Zuges.

Genau in dem Augenblick, als sie sich rumpelnd und klappernd in Bewegung setzten, um den Hang hinaufzusteigen, heulte es hoch vom Sternenhimmel herunter, eine ganze Lage schwerer Geschosse brüllte in die Schlucht und hieb unten am Wasser mit reißendem Krach in die Erde. Beim grellen Aufblitzen des Feuers sahen sie dort unten am glitzernden Wasserspiegel Scharen von Wasserholern sich bücken, herumstehen, herumsitzen, hin- und herlaufen ... und kaum hatte der Leutnant sich vorgestellt, daß dort ... da donnerte eine zweite schwere Lage in diese Gruppen hinein und im Feuerscheine der Einschläge erblickten sie, indessen sie auf ihrem Pfade starr stehengeblieben waren und hinunterschauten, zusammengebrochene, zusammengesunkene, sich wälzende, dahintaumelnde und stürzende Bündel von Menschen.

Aus der schweigenden Dunkelheit, die nach diesen Einschlägen sich über die Schlucht legte, kam jetzt durchdringendes Geschrei und Gebrüll und dann weithinschallend oder wimmernd oder jammernd ... Sanitäääter! ... Sanitääääter!

Mit diesem Bild vor ihren geblendeten Augen und mit diesen Rufen in ihren betäubten Ohren stiegen sie langsam und stumm den Hang hinauf.

Sie gingen einzeln hintereinander, denn der Weg war schmal und lief schräg am Hang hinauf, oben sahen sie die Umrisse der Schluchtränder sich abheben und dann waren sie aus der Schlucht heraus.

Vor ihren Augen lag das fahle Gelände, das zum Fort Douaumont führte; darüber hinweg, durch das Fort, ging ihr Weg zur Stellung vor Fleury.

In dieser toten Mondlandschaft sahen sie im Aufblitzen der Einschläge Krater neben Krater, immer wieder aufgerissen von den hochstiebenden, krachenden Feuerkeilen, durch die hindurch ihr Weg gehen mußte.

Keuchend mit wilden Sprüngen jagten sie jetzt über das Trichterfeld aus der Hassouleschlucht hinauf zum Douaumont.

Es konnte nicht einmal ein Jagen sein, sondern nur ein hastiges Vorwärtsstolpern, ein Stürzen und Wiederaufstehen, ein Kriechen bisweilen, ein eilendes Sichdahinschleppen.

Dann, nach einer Ewigkeit, als ihre Kräfte nach-

zulassen begannen, als wieder einmal der Schweiß in Bächen unter ihren Uniformen am Körper hinunterlief, warfen sich die Vorderleute zu Boden und preßten sich in die Erde.

Was war los?

„Gleich wer ma im Fort sein!" brüllte jemand durch die Dunkelheit.

Dann war es also bald geschafft.

Bald geschafft?

Der Leutnant eilte an den Liegenden vorbei. Denn jetzt kamen Minuten, deren Verlauf er kannte.

Er wußte, was hier, am Eingang zum Kehlgraben, einige Meter vor dem Mauerloch, das in den schützenden Gang des Forts führte, wartete.

In dem Haufen zerschlagener Betonklötze und Erdhaufen, aus denen das Fort noch bestand, lag das Loch, durch das die Ablösungen und alles, was in das Fort hineinging und es wieder verließ, kommen mußte. Beim Aufblitzen der explodierenden Geschosse konnte man undeutlich die Öffnung sehen. Wenige Meter waren bis dorthin zurückzulegen.

Aber dazwischen ... dazwischen lag ein beinahe immerwährender, berstender, flammender Vorhang von Einschlägen. Der Eingang war dem Franzosen genau bekannt, wie jeder Stein an und in diesem Fort. Und ebenso bekannt war ihm, daß hier in jeder Nacht un-

aufhörlich „Betrieb“ war. Und also legte er genau vor diesen Eingang seine dauernden Feuerüberfälle.

Lage um Lage heulte hierher.

Wieder und wieder stob es hier heulend herunter und zerriß mit einem ungeheuren Krachen Mauerreste, Betonblöcke und Erdhaufen ... und alles, was sich in der Umgebung befand. Kaum war das letzte Singen, Winseln und Flirren der Sprengstücke des letzten Einschlages verstummt, fegte schon der nächste Donnerkeil heran.

Das war die furchtbare Sperre, die der Gegner vor die Sicherheit im Fort gesetzt hatte und sie mußte überwunden werden.

Es war eine lächerlich geringe Möglichkeit, hier mit ganzen Gliedern durchzukommen. Und doch kamen sie durch, in jeder Nacht kamen und gingen sie, Hunderte und Hunderte, sprangen hinein und sprangen hinauf, mitten durch den Wirbel der Sprengstücke.

Aber es blieben auch viele liegen, viele.

Der Leutnant lag mit einer Gruppe seines Zuges, vielleicht waren es auch Leute eines ganz anderen Zuges, wer konnte das in dieser Hölle unterscheiden, vor dem Absprung zum Eingang.

Es gab nur eins: zunächst liegenbleiben und sich an die Erde pressen, so lange, bis eine Lage einschlug, und dann, noch mitten im Zwitschern der Sprengstücke, mit zusammengeraffter, rasender Kraft auf ... durch den

Pikrindampf durch, zwischen den zusammengestürzten Betonklötzen durch, über die letzten Trichter hinweg oder durch sie hindurchgeklettert, egal wie, nur durch ... mit zum Zerreißen angespannten Muskeln und Sehnen ... wenn es nicht anders ging, kopfüber, stürzend, kriechend, fallend ... hinein in den Eingang. Der Leutnant beobachtete Schlag um Schlag, er sah die Flammenbündel aus dem riesigen Stein- und Schutthaufen schießen, im taghellen Schein erblickte er vorwärtsstürzende Gestalten, die sofort wieder von der Dunkelheit verschluckt wurden, er sah ungefähr die Stelle, wohin sie rannten, das Eingangsloch selber konnte er nur undeutlich im Lichte der Salven feststellen.

Wie Lasttiere bepackt, keuchend und atemlos von dem furchtbaren Weg, der hinter ihnen lag, lauerten sie hier, den Kopf kaum von der Erde gehoben, auf die richtige Sekunde.

Es konnte sich keiner um den andern kümmern. Jeder starrte hinüber. Jeder umklammerte sein Gewehr.

Es kam alles darauf an, den rechten Absprung zu erwischen.

Jetzt jaulte es wieder hoch im dunklen Himmel heran, sie preßten die Köpfe in die Erde, es heulte aus tausend und tausend langgezogenen Pfiffen auf sie zu, ein Donnerschlag ließ den Boden unter ihnen erzittern, hob sie hoch ... und jetzt sprangen sie, mitten unter ihnen der Leutnant.

Sie rasten in den frischen stinkenden Rauch hinein, rumpelten hinunter in den Kehlgraben, der völlig zerschossen war, stürzten und fielen übereinander, machten sich mit Flüchen frei, rannten in dem Qualm, der in ihre Augen biß, an Betonblöcke, zerschlugen sich die greifenden Hände, tasteten sich in wahnsinniger Hast um die mächtigen Steintrümmer, kletterten über Betonbrocken, rutschten im Steingeriesel aus, warfen sich nach vorne, kamen auf Händen und Füßen vorwärts ... und inmitten eines dampfenden Menschenknäuels würgten sie sich in die rettende Öffnung.

Für diesmal war es gut abgelaufen.

Sie befanden sich im Fort und der Douaumont legte seine mächtigen Arme schützend um sie.

Sie lehnten in der Dunkelheit einige Augenblicke an den nassen Wänden und rangen nach Luft und husteten den Pikrindampf aus den Lungen, einige ließen sich fallen und blieben zu Tode erschöpft liegen, andere hockten sich, indem sie sich an der Wand niedergleiten ließen, wo sie gerade standen, auf den glitschigen Boden.

Es durfte aber keinen Aufenthalt geben. Der Leutnant konnte denen, die in seiner Nähe keuchten, keine Ruhe gönnen. Überdies duldete die Wache der Fortbesatzung hier keinen Aufenthalt.

Sie mußten weiter.

Sie waren nach Anstrengungen, die unter normalen Umständen einen gesunden Mann für Stunden er-

ledigen konnten, nicht in den Douaumont gekommen, um sich von diesen Anstrengungen auszuruhen.

Sie mußten weiter.

Sie durften das Fort nur zum Durchmarsch benützen, und es würde nicht lange dauern, vielleicht eine halbe Stunde oder eine ganze, dann würden sie am jenseitigen Ausgang angekommen sein.

Und dort würde dasselbe auf sie warten, was sie am Eingang erwartet hatte: eine höllische Mauer aus Flammen, Rauch und Sprengstücken.

Und wenn sie diese Mauer glücklich hinter sich hatten, dann erst, dann erst kam ihr Schlachtfeld, dann erst kam Fleury.

So schoben sie sich, dicht hintereinander, eng gepreßt, in der undurchdringlichen Finsternis vorwärts, mit den Händen an den triefenden Wänden tastend und mit dem kostbaren Bewußtsein, sich wenigstens für kurze Zeit in Sicherheit zu befinden.

Es war ein Gewirr von Stollen, durch das sie langsam vorwärtskamen. Bald erhellten Lichtstumpen den Gang, Kerzen, auf Flaschenhälse oder verfaulte Kisten geklebt, und jetzt sahen sie auch die, die hier lebten.

Die, die hier lebten, waren graue Wesen, seltsam gelb gefärbt, die mit ausgemergelten, hohlen Gesichtern auf dem Boden saßen, sich an ihnen vorbeidrängten, ihnen begegneten, in seitlichen Kasematten beim flak-

kernden Licht Karten spielten, Pioniere, Flammenwerfer, MG.-Leute, Sanitäter, Meldegänger, Essenträger, Wasserholer, Fernsprecher, Funker, Artilleristen, Leute der Fortbesatzung ... aber sie waren kaum voneinander zu unterscheiden, sie trugen einer wie der andere dieselbe von Schmutz und Nässe erstarrte, merkwürdig fahle, lehmgelbe Uniform, auch ihre Gesichter und ihre Hände waren gelb, sie sahen alle totenblaß aus, ausgemergelt und hohl. Sie waren wie Verdammte aus einer ewig dunklen Welt, die niemals eine Sonne gesehen hatten.

Unter den Quadern der gewölbten Gänge hörte man das Geschützfeuer der Front draußen dumpfer und ferner, aber wenn der Einschlag einer 28er Granate auf das Fort herunterhieb, erzitterte das ganze Werk von oben bis unten, Kalk- und Zementstaub rieselte von den Wänden und fiel von der Decke und hüllte alles in eine Wolke, die den Atem nahm. Sämtliche brennenden Kerzenstumpen gingen wie unter einem einzigen, wütenden Hauch plötzlich aus. In solchen Augenblicken wurde es eine winzige Weile lang stumm, die durchmarschierenden Kompanien blieben stehen, und erst, wenn Streichhölzchen aufflackerten und die Stummel wieder düster brannten, ging es wieder einige Schritte vorwärts.

Es war eine qualvolle und mühselige Wanderung.

Die Luft war unsagbar stickig, es war eine feuchte

Grabesluft, es roch durchdringend nach allen Gerüchen der Front. Hier unten waren sie konzentriert. Es roch nach Chlor und Schweiß, nach nassen Kleidern, nach Pulver und Latrinen, nach verbranntem Verbandzeug und nach Karbol, nach feuchtem Mörtel und nach verkohltem Holz.

Unendlich langsam wurden sie weitergeschoben. Alle Gäuge wareu verstopft. Sie waren immer eingekeilt von vorne und hinten, sie wurden nach links gepreßt und nach rechts, bisweileu mußten sie über Verwundete klettern, die schweigend auf dem Boden saßen und zu erschöpft waren, um ein Wort zu sagen, wenn sie dann und wann von einem derben Stiefel getreten wurden. Höchstens fuhr einer von ihnen mit einem Schrei hoch, wenn seine Wunde angerührt worden war.

Auf Tornistern und Rucksäcken und auf dem nackten Boden hockte zusammengekrümmt entlang den Wänden alles, was hier Zuflucht gesucht hatte, was hierher gehörte und was beim Durchmarsch einige Minuten ruhte.

Und immer wieder hieb ein schwerer Einschlag auf das Fort, ließ es so sehr erzittern und erbeben, daß sie manchmal meinten, das ganze Werk würde hochgehoben. Und immer wieder gingen alle Kerzenstummel aus und immer wieder wurden sie von unendlich geduldigen Händen von neuem angesteckt.

Manchmal überraschte sie ein Einschlag mitten im Vorwärtsschieben, dann blieben sie stehen, wurden in der Dunkelheit weitergeschoben, schlurften behutsam mit den Stiefeln am Boden entlang, weil sie das Gefühl hatten, im nächsten Augenblick in der Finsternis in einen Abgrund zu stürzen, hielten ihre Hände vor sich ausgestreckt und waren froh, wenn sie den Rucksack des Vordermannes erwischten und sich daran festhalten konnten.

Der Leutnant blickte in Seitenräume hinein und sah seltsame Bilder: in den matterleuchteten Kasematten saßen bei ihrem Kerzenlicht Leute und spielten Karten, und die Schatten ihrer Bewegungen liefen riesengroß im Hintergrund über die triefenden Mauern.

Bisweilen schrie in einem Winkel ein Verwundeter, bisweilen drang durch die Illumination von dünnem Kerzenlicht die helle Stimme eines Offiziers, kam heran, wurde laut, ging vorüber und versank.

Der Leutnant ging inmitten seiner Männer, sie hielten fest zusammen und ließen sich nicht auseinanderreißen, es war jedem von ihnen zumute, als ob sie in dieser Geisterwelt unter bekannten Gesichtern sein wollten. Der Leutnant dachte an den Augenblick, da der andere Eingang erreicht sein würde und sie wieder durch den Feuervorhang hinaus mußten.

Und plötzlich, als er, indessen er langsam vorwärts

geschoben wurde, das gespenstige, von Lichtstummeln schwach beleuchtete Leben in diesen Gängen und Räumen betrachtete, dachte er: jetzt gehen sie in München aus dem Hoftheater heim, trocken, sauber, auf dem schönen Asphalt gehen sie durch die Residenzstraße, am Café Odeon vorbei ... da gehen sie einfach, als ob nichts weiter dabei wäre, über sich den Sommerhimmel, und die Frauen lachen ...

Und er wachte erst wieder auf, als einer, der sich an ihnen vorbeidrängte, grimmig, nach einem dumpfen Einschlag auf das Fort, an die Decke hinaufstarrte, von der Kalk wie Regen herunterrieselte, den Staub aus seinen Lungen hustete und murmelte: „Schiaßn tun's heut wieder wie narrisch!"

Allmählich merkten sie, daß sie sich dem Ausgang näherten. Anderthalb Stunden waren vergangen, seit sie auf der anderen Seite den Todessprung in den Eingang gesprungen und langsam durch die Gänge geschoben worden waren.

Jetzt war das zu Ende.

Deutlicher, wilder und brüllender hörten sie das Toben der Feuerüberfälle dicht vor sich. Sie rochen frische Nachtluft, aber vielleicht nur einen einzigen Atemzug lang, dann strömten Schwaden von Pikrindampf herein und das zuckende Wetterleuchten der Explosionen draußen tanzte an den Wänden.

Sie standen an einer Stelle, wo der Gang eine scharfe Biegung machte, und an dieser Ecke stockten die Leute. Es war die letzte, allerletzte Ruhepause, wer um die Ecke verschwand, hatte den Sprung in den Orkan getan. Von hier aus mußte man wiederholen, was man am Eingang getan hatte: eine herandonnernde Lage abwarten und dann wie der Satan hinaus und in Gottes Namen durch.

Nein, es war ein Unterschied gegen vorhin. Am Eingang hatte man bei diesem Absprung die Sicherheit vor sich, jetzt war es ein Sprung zuerst wieder in den Todeswirbel von Flammenschlägen, Eisenfetzen und Steinsplittern, dann kam das Klettern den Kehlgraben hinauf, und dann war es immer noch nicht zu Ende, dann waren sie erst auf dem Anmarschgelände nach Fleury angekommen, und das war eine feuerspeiende Hölle, und wenn sie auch das glücklich hinter sich hatten, dann erst waren sie in Stellung, und wenn sie in Stellung lagen, waren sie dicht vor dem Feind. Und dann erst, dann erst, waren sie so weit, daß ihre eigentliche Aufgabe, der Sturm, beginnen konnte.

Was in den Seelen der Männer an jener letzten Biegung des unterirdischen Ganges, kurz vor dem Sprung in das Nichts, vor sich gegangen war, nach dem sechsstündigen Marsch von der Brûleschlucht zum Douaumont, nach der anderthalbstündigen langsamen Wanderung durch die gespenstigen Katakomben des

Forts, es blieb ihre Sache allein, und keiner hat später viel darüber erzählt.

Dicht aneinandergepreßt standen sie an der Biegung. Im ungeheuren Lärm des Feuerorkans hörte man dann und wann die sich überschlagende Stimme eines Offiziers oder eines Gruppenführers: „Raus!!!“

Und jedesmal sprangen einige Männer um die Biegung, und die nächsten preßten sich an die Mauer und machten sich bereit.

Sonst hatte hier jede Führung aufgehört. Zu mehreren sprangen sie, nachdem irgend jemand „Raus!!!“ gebrüllt hatte, wie sie gerade an der Ecke angekommen waren. Trotzdem sie möglichst sofort nach dem Einschlag einer Lage hinausrasten, war es niemals sicher, ob sie in den richtigen Sekunden sprangen. Der Franzose schoß aus seinen Geschützen im Fort Souville in völlig unberechenbaren, kurzen Zwischenräumen, aber mit absoluter Genauigkeit dicht vor den Ausgang.

Es sprang jedermann, wenn er glaubte, daß einige Sekunden übrigblieben, bis die nächste Salve herangefegte. Es konnte nicht anders sein, daß bisweilen einige um die Ecke rannten und mit ihrem Absprung zugleich eine berstende Explosion vom Himmel herunterfiel. Dann starrten die Zurückgebliebenen aus grauen Gesichtern sich an ... und die nächsten sprangen.

Der Leutnant stand jetzt, dicht an die Mauer der Biegung gepreßt, bereit. Es war an ihm zu springen.

Wer neben ihm stand und seinen Sprung mitmachen würde, er wußte es nicht. Den Stahlhelm tief in die Stirn gezerrt, das Kinn angezogen, noch einmal nach dem Rucksack getastet und die Handgranaten gefühlt, alle Sinne angespannt und den rechten Fuß angehoben ... und mit dem Schrei „Raus!!!" flog der Leutnant um die Ecke.

Sie rannten in eine weißliche, stinkende Wolke, sie hörten die sausenden Sprengstücke um die Köpfe schwirren, sie stolperten vorwärts, rutschten, rannten und suchten den Hang des Kehlgrabens, irgendwo um sie herum brannte und glühte es, flammte auf und erlosch wieder, aber in den wenigen Sekunden, in denen die Umgebung taghell erleuchtet wurde, sahen sie rund um sich herum in gespenstigen Stellungen nackte Leichen liegen. Die meisten lagen auf dem Gesicht, einige auf dem Rücken, manche hielten noch die Arme wie schützend über dem Kopf, andere hockten an Betonklötzen, wieder andere zusammengekrümmt, bisweilen lagen welche übereinander, wie von einem Sturm in einen Winkel gefegt. Der Luftdruck der Explosionen hatte ihnen alle Bekleidungsstücke vom Leibe gerissen.

Unter den Leuten, die mit ihnen gesprungen waren, raste der Leutnant zwischen den armen, weißschimmernden Körpern hindurch. Er rannte mit dem Kopf gegen gigantische, zertrümmerte Betonklötze, daß sein Stahlhelm dröhnte. Er versuchte sie zu erklettern, um

auf den Kehlgraben hinaufzukommen, er rutschte wieder herunter; halb blind von dem Pulverdampf und halb taub vom Donnern der schweren Einschläge auf das Fort, rasten sie weiter, bückten sich, als sie an den Grabenhang kamen, krallten sich mit allen Fingern in die Erde und zogen sich endlich hinauf, mit einem letzten keuchenden Ruck warfen sie sich vorwärts... dann standen sie oben.

Ihr Herz hämmerte zum Zerspringen an die Rippen und ihre Lungen flogen. Sie konnten von hier aus sehen, welcher Art der weite Weg war, den sie zu gehen hatten, und sie hatten sich ihn genau so vorgestellt nach allem, was sie bisher erlebt hatten: es war ein Blick in die Hölle.

Das Gelände neigte sich sanft abwärts und, aus der übrigen Finsternis grell herausgeschnitten, überblickten sie eine fahle, nackte Wüste, die von den roten Flammen einhauender Geschosse erleuchtet war, von schwefelgelben Rauchwolken durchzogen und von immer wieder hochwirbelnden Erdfontänen unterbrochen. Und geradeaus durch diese wahnsinnige, nächtliche, tobende Wüste hindurch ging ihr Weg nach Fleury.

Der Leutnant sah sich suchend um. Es sollten da irgendwo als Richtungsweiser weiße Trassierbänder gelegt sein. Indessen sie weiter liefen, entdeckten sie auch da und dort einen weißen Fetzen, dann aber kam nichts mehr, und sie waren allein auf ihren Instinkt angewiesen.

Und diese Männer, die jetzt, in lockeren Gruppen aufgelöst, in dieses tanzende, tödliche Verhängnis hineingingen, waren zufrieden und dankbar, daß sie wieder einmal entronnen waren bis zu dieser Minute.

Denn jener Ausgang aus Douaumont nach Fleury, nach der Front zu, bedeutete in den Kämpfen jener Tage etwas unbeschreiblich Fürchterliches. Er war das Ziel der genau eingerichteten Geschütze von Souville, er war aber auch das Ziel Unzähliger, die von der Front kamen. Viele Verwundete, die sich durch Stunden und Tage und Nächte zurückgeschleppt hatten, um das rettende Fort zu erreichen, konnten den Eingang nicht finden. Sie starben irgendwo in fernen oder nahen Trichtern. Und viele von denen, die das Loch vor sich sahen, hatten nicht mehr die Kraft, durch den Feuerwirbel, der am Eingang tobte, zu stürzen. Auch sie starben in Trichtern in der Nähe, die Rettung vor Augen. Und manche von denen, deren Verwundung ihnen noch so viel Kraft übriggelassen hatte, um den Sprung zu tun, wurden, wenn ihnen das Schicksal nicht gnädig gesinnt war, von einer heranrasenden Salve mitten im Sprung erfaßt und vernichtet. Auch den Unverwundeten drohte das Verhängnis: Essenträger, Wasserholer, Krankenträger und Meldeläufer verirrten sich in dem unbeschreiblichen Labyrinth von Kratern, fanden den Eingang nicht und verhungerten und verdursteten in einsamen Erdlöchern nicht weit davon.

Glück gehabt, dachte der Leutnant, als er zurücksah und in den Explosionslichtern den Sargdeckel des Douaumont erblickte, über dem die Pinien der Einschlagswolken standen.

Dann rannte er mit denen, die um ihn waren, weiter in die durchflammte Nacht hinein.

Was vor ihnen tobte, war ein Feuervorhang, manchmal entstand dort in der zuckenden Flammenparade eine Lücke; im nächsten Augenblick wurde sie durch neue Explosionen geschlossen. Splitter heulten hoch über sie hinweg oder surrten mit häßlichen Tönen an ihnen vorüber.

Sperrfeuer ist es noch nicht, dachte der Leutnant. Denn wenn die Franzosen erst Sperrfeuer hierherlegten, dann hatten sie entdeckt, daß hier heute nacht abgelöst wurde und daß etwas im Gange war und dann ... dann blieb für die, die unterwegs waren nach Fleury, weiter zu überlegen nichts mehr übrig.

Da das Gelände bergab führte, war das Laufen ein wenig erleichtert. Aber diese Erleichterung wurde wieder hinfällig durch die aufgeweichte Erde, in die der Stiefel tief einsank und mühselig wieder herausgezogen werden mußte.

Dann tauchte in den tanzenden Feuern der nahen und fernen Einschläge eine niedrige Erdwelle auf. Es war der Bahndamm. Gleise trug er längst nicht mehr. Die waren von Geschossen aller Kaliber aus deutschen

und französischen Rohren in Fetzen gerissen und rings in die Gegend geschleudert.

Der Bahndamm machte den Leutnant beinahe glücklich. Jetzt war er sicher, daß er sich nicht verirrt hatte, sondern auf dem richtigen Wege lief.

Jenseits des Bahndamms irgendwo lag Fleury und also die eigene Stellung.

Langsam stampften sie an die Bodenwelle heran, bis an die Knöchel einsinkend in den verdammten Lehm, der bald weich, bald mürbe war, immer aber nachgab und eine erbärmliche Schinderei blieb.

Hier an diesem Bahndamm waren beim Sturme auf Fleury der Regimentsarzt und viele Offiziere und „Leiber“ gefallen.

Und je näher sie an Fleury herankamen, um so häufiger wurden düstere Begegnungen, die sie hatten und deren Anblick sie mit aller Willenskraft überwinden mußten. Die Nacht rings um sie herum war von Stimmen angefüllt, von klagendem Sprechen, von Seufzern und Stöhnen, von Jammern und Schreien. Wenn eine Granate das Feld erleuchtete, sahen sie einzeln und in Gruppen, weithin zerstreut, bald nahe bei ihnen, bald mitten unter sich, bald weiter, Verwundete zurückgehen. Sie schleppten sich mühselig dahin, mit weißen Verbänden, im übrigen aber verdreckte, fahle, gelbgefärbte Gestalten. Es waren zu Tode erschöpfte Männer mit aschfahlen Gesichtern. Kamen diese

in der Nähe vorbei, hörte man sie unverständlich stammeln, bisweilen ließen sie sich zu Boden sinken oder in die Knie brechen oder streckten sich aus, um sich gleich darauf wieder zu erheben und weiterzukriechen.

Von diesen elenden Gestalten war rings umher die Nacht lebendig. Senkte sich nach einem Einschlag wieder Finsternis über das Feld, hörte man nur noch das kurze, schwere, stoßartige Keuchen, mit dem sie sich dahinmühten.

Schweigend gingen die Gesunden und noch Unversehrten an ihnen vorüber. Was sollten sie ihnen auch sagen? Sie sahen und hörten sie hinter ihrem Rücken in der Dunkelheit untertauchen. Wollte Gott ihnen gnädig sein, daß sie alle den Douaumont erreichten.

Es war kein ermutigender Anblick.

Aber auch das wurde überwunden. Was Augen imstande sind, zu sehen, und was Ohren vermögen zu hören, und was eine starke Seele fähig ist zu ertragen, das sahen, hörten und ertrugen sie. Soviel Phantasie besaß jeder von denen, die an diesen nächtlichen Gestalten vorbei in die Schlacht zogen, daß sie sich vorstellen konnten, wie es um sie selber beschaffen sein würde, wenn das Geschick ihnen eine Verwundung brachte. Soviel Vorstellungskraft hatte jeder von ihnen, um zu wissen, daß außer diesen, die ihnen da begegneten, noch andere irgendwo vorne lagen, stumm und schmerzlos für immer.

Und trotzdem überwanden sie, einer wie der andere, diesen furchtbaren Eindruck und marschierten weiter, denn ihre Leiber und ihre Seelen gehörten dem Kriege und nichts anderem.

Sie überschritten den Bahndamm.

Sie waren längst atemlos und tief erschöpft. Nicht nur vom Laufen in dem weichen, zähen Boden. Und es wurde immer bitterer um sie. Die Einschläge häuften sich. Rasten die Feuerwirbel in ihre Nähe, stürzten sie, aneinandergeklammerte Menschentrauben, in den nächsten besten Trichter und blieben unten auf dem Grunde zusammen liegen. Allmählich wurden sie so zerschlagen von dieser immer wiederkehrenden Anstrengung, daß sie kaum imstande waren, nach einiger Zeit sich wieder aufzurichten, und aus dem Krater zu klettern.

So ging es weiter.

Sie waren nun seit ihrem Abmarsch aus der Ornesschlucht acht Stunden unterwegs und in jeder Sekunde, mit Ausnahme des Aufenthalts im Fort, hatte der Tod über ihnen geheult.

Sie entdeckten allmählich fremde Gesichter und fremde Regimentsnummern bei sich, andere Truppenteile hatten sich ihnen angeschlossen.

Plötzlich rannte mitten unter ihnen eine brennende Gestalt, eine lebendige Fackel; ein Flammenwerfer hatte ein Sprengstück in den Ölbehälter, den er auf dem Rücken trug, bekommen und brannte lichterloh. Der unglückliche

Mann warf sich zu Boden, wälzte sich verzweifelt hin und her ... aber niemand konnte zufassen, um ihm zu helfen, es war nicht möglich, diesem Flammenbündel näherzukommen. Das brennende Öl konnte nicht gelöscht werden, und so mußten sie mit zusammengebissenen Zähnen zusehen, wie er vor ihren Augen verkohlte.

Kaum hatten sie dieses bittere Erlebnis hinter sich, als der Leutnant sich umklammert fühlte. Er drehte sich um. Ein junger Rekrut, einer vom Ersatz, der noch niemals in einer Schlacht gewesen war, hielt sich mit fliegenden Händen an ihm fest und stammelte mit schneeweißem Gesicht einen Schwall unverständlicher Sätze. Seine Augen irrten weit aufgerissen hin und her.

Der Leutnant suchte den Jungen nach einer Verwundung ab, es war das nicht einfach, da die Arme des Rekruten nicht locker ließen. Eine Verwundung war nirgends zu finden.

Damit wußte der Leutnant Bescheid.

Hier wollte einer zerbrechen, weil er glaubte, da er noch niemals den Krieg von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte, der Krieg habe immer und überall das furchtbare Antlitz dieser furchtbaren Nacht.

Daß es nicht so sei, versuchte er dem verstörten jungen Menschen ungefähr klar zu machen.

„Es ist nicht immer so!“ schrie er und zwang sich zum Lachen. „Es kommt auch wieder anders! Nimm dich zusammen!“

Und packte mit beiden verschmutzten Händen das schmale Gesicht des Jungen und drückte es tröstend. Sie waren ungefähr gleich alt, die beiden, die da umklammert standen, keiner war über neunzehn Jahre.

„Schau!“ brüllte der Leutnant, „wir sind bald da!“

Und schrie trostvoll: „Es ist nicht immer so! Nicht überall so!“ Und hielt das Gesicht des Jünglings zwischen seinen Händen.

Der riß sich plötzlich los, und bevor ihn jemand hindern konnte, rannte er in die Nacht hinein und verschwand in der Dunkelheit. Er ist niemals wieder zum Vorschein gekommen.

Sie marschierten weiter.

Immer weiter nach vorne, immer bei jedem Schritt einsinkend, immer wieder bei Einschlägen in einen Trichter kollernd, wieder heraus, weiter, immer dasselbe, immer dasselbe.

Der Augenblick mußte unweigerlich kommen, in dem sie einfach nicht mehr konnten, in dem ihr ermüdeter und zerschundener Körper versagte. Und der Augenblick kam. Es ging nicht mehr. Sie schlichen, die Köpfe tief gesenkt, keuchend, langsam und schleppend dahin... aber wenn das vertraute Heulen hoch im dunklen Himmel begann, fiel wie durch eine Verzauberung alle Erschöpfung von ihnen ab, sie vergaßen die schreckliche Last ihrer Rucksäcke, vergaßen die dicken Lehmklumpen

an den Stiefeln, vergaßen ihre Erschöpfung, rannten und stürzten in das nächste Erdloch.

Um diese Zeit war es, daß von links und rechts aus der Nacht plötzlich ein rasendes Gezischel und Geschwirr über sie kam ... im Bruchteil einer Sekunde hatte sich jeder von ihnen hingeworfen und preßte seinen Leib an die Erde.

Sie bekamen von beiden Seiten infernalisches Maschinengewehrfeuer.

Dann zischten durch den Himmel weiße Striche und diese Striche entfalteten sich zu Leuchtkugeln, die mit ihrem bleichen, zitternden Totenlicht lange über der Landschaft schwebten und alles so fahl erhellten, daß die erstarrten Menschen und die Erdkrusten schwarze Schatten warfen. Unendlich langsam kamen sie herunter, und noch im Erlöschen sprühten sie lange ihr geisterweißes Licht gehässig umher.

Der Leutnant war besorgt.

Jetzt schon Maschinengewehrfeuer. Bis zu dieser Minute war der Franzose, was seine Maschinengewehre betraf, ruhig geblieben. Das Artilleriefeuer hierher, das war nichts Neues, nichts Überraschendes und nichts Befremdliches, das gab es in diesem Gelände in jeder Nacht, die der Teufel hier werden ließ.

Aber Maschinengewehrfeuer?

Sollte der Franzose etwas gemerkt haben vom Anmarsch der Ablösung?

Dann ... dann konnte es hier in den nächsten Minuten noch ganz anders zugehen! Irgendein französischer Beobachter drüben auf der Kalten Erde brauchte nur durch sein Nachtglas etwas gesehen zu haben, er brauchte nur mißtrauisch geworden zu sein ... er konnte Feuer anfordern. Eine einzige Leuchtrakete in den Nachthimmel genügte vollkommen.

Und dann Gnade Gott allen Menschen, die zwischen dem Douaumont und Fleury unterwegs waren!

Also mußte jetzt das Letzte hergegeben werden.

Die einzige Rettung für sie war die vorderste Linie, die Stellung. Dort konnte ihnen zunächst kaum mehr etwas passieren, denn dort konnten sie erstens in den Trichtern liegenbleiben und brauchten vorläufig nicht mehr heraus, und zweitens lag dort der Franzose in Entfernungen zwischen fünf und vierzig Meter gegenüber und also konnte keine Artillerie dorthin schießen, wenn sie nicht die eigenen Leute zerschlagen wollte.

Mit wenigen Worten setzt der Leutnant die Männer in seiner Nähe ins Bild. Um die anderen braucht er sich nicht zu kümmern. Wenn die einen springen, tun es die anderen auch.

Und indessen er sich bereitmacht, einen weiten und langen Sprung zu unternehmen, sieht er rechts, wenige Dutzend Meter entfernt, im Scheine von Einschlägen eine Gruppe von drei Mann, die gebückt eine Zeltbahn zwischen sich schleppen. Sie tragen einen Verwun-

deten ... im nächsten Augenblick stehen die drei mitten in einer berstenden Flamme und sind weg, verschwunden, ausgelöscht, nicht einmal ein Schrei war zu hören.

Der Leutnant saust auf und rast nach vorne.

Solange es sein Atem und seine Knie hergaben, rannte er, und dann kollerte er sich in den nächsten Trichter.

Zwei, drei, vier, fünf Mann kollerten hinter ihm her.

Als ihre Atemzüge sich wieder beruhigt hatten, schnüffelte einer plötzlich mit erhobener Nase in der Luft herum.

„Herr Leutnant!“ sagte er, „i moan, mir könnten nimmer weit weg sein.“

Und sofort begannen alle zusammen die Nasen zu heben und zu schnuppern.

Es stimmte.

Es waren Nasen von Frontsoldaten und alten Grabenkriegern, und diese irrten sich nicht: sie schnüffelten nicht allein den feuchten Geruch der Erde und den schwelenden Pulverdampf der Einschläge, da war noch ein anderer Geruch dabei, der bis jetzt nicht vorhanden gewesen war, der Geruch nach Schutt, nach Mauerschutt, Brandgeruch von Häusern.

Dann war alles in Ordnung. Dann mußten dicht vor ihnen die Ruinen von Fleury liegen.

Der Leutnant erhob sich: „Schnauft euch aus, dann springen wir wieder.“

Schon war der Leutnant aus dem Trichter. Einen Befehl zu geben, war überflüssig. Wenn sie ihn losgehen sahen, gingen sie auch los, und wenn sie sahen, daß er sich hinwarf, warfen auch sie sich hin. Es waren während dieses Marsches überhaupt kaum Befehle gegeben worden. Jeder ging hinter irgendeinem Vordermanne her, und im übrigen mußte es seine Sache sein, zur rechten Zeit dort wieder aufzutauchen, wohin er gehörte. In diesem tobenden und brüllenden Wald von Einschlägen, in diesem unaufhörlichen Lehmsumpf, in dieser Finsternis, nur erhellt von Explosionen, in diesem Durcheinander eigener und fremder Truppen wäre jeglicher Versuch, Befehle zur Marschrichtung, zum Zusammenhalt, zur Aufrechterhaltung der Verbindung oder gar über das Verhalten des einzelnen zu geben, Unsinn gewesen.

Es sprach für die Seelengröße und Nervenstärke dieser Truppe, daß, wer unterwegs nicht verwundet worden oder gefallen war, dort zur rechten Zeit wieder auftauchte, wohin er gehörte, nämlich in der Stellung von Fleury.

Während der Leutnant über das Stück klebriger Schollenwüste rannte, starrte er, so gut er es während des rasenden Laufes vermochte, nach vorne.

Irgendwo in der Nähe mußten die beiden mächtigen Krater liegen, die von deutschen 42er-Mörsern aufgerissen worden waren, enorme Lehmgruben von riesen-

haftem Ausmaß, sie lagen dicht nebeneinander.

Noch einmal warf er sich in einen Trichter, um vor dem letzten Sprung Luft zu holen.

Und hier war es, wo noch einmal die Pranken eines rasenden Feuerüberfalles sich nach ihnen ausstreckten. Rings um sie hieb es heulend heran ... eins, zwei, drei, vier breitschmetternde Explosionen ... rack, rack, rack, rack ... rote Flammen brachen über ihnen auseinander, pechschwarze Wolken von durchdringendem Gestank schwebten um sie ... Granatbrennzünder!

Es dröhnte und knallte auf ihre Köpfe so hart, daß jeder von ihnen meinte, es sei ihm der Hinterkopf abgerissen, sie tasteten schweigend zuerst ihre Helme und dann ihre Köpfe ab, es konnte gar nicht anders sein, als daß es diesmal schief gegangen war, es mußte einfach jeden von ihnen erwischt haben. Sie waren völlig geblendet, vor ihren Augen tanzten Funken in allen Farben, und zugleich waren sie für Sekunden taub und ihre Trommelfelle schmerzten.

Aber sie waren unversehrt, einer wie der andere.

Und ohne daß sie sich miteinander verständigten, erhoben sie sich und rannten weiter, und diesmal rannten sie so lange, bis sich unter ihren Stiefeln ein dunkler Abgrund öffnete, und in diesen Abgrund stürzten sie sich blindlings hinein, warfen sich hin, ließen sich den Hang hinunterrutschen, fielen unten übereinander, rafften sich wieder auf, kletterten den jenseitigen Hang

ein Stück hoch und preßten sich keuchend an die Erde.

Und hier blieben sie.

Sie waren in den schützenden 42er-Trichtern angelangt, und einer von ihnen rief frohlockend aus, was alle Herzen in diesem Augenblick beglückend bewegte: „Jetzt san mir im Zwoaravierzger!!!“

Der Todesmarsch hatte seinen vorläufigen Abschluß gefunden. Bis zur Stellung waren es kaum noch 100 Meter, und dann ... kam der Franzose.

Das Artilleriefeuer war hier ruhiger. Nur noch vereinzelte Schüsse kamen in die Nähe, ob deutsche, ob französische, man wußte es nicht.

Der Leutnant kletterte in den beiden Trichtern bei seinen Leuten herum und tastete sich von einem zum andern. Und seine halblauten Fragen kamen durch die Dunkelheit so ruhig wie daheim bei der Felddienstübung.

„Erste Gruppe .... vollzählig? .... Zweite? .... Dritte? .... Vierte? ....“

Und wie zu Hause kamen die Antworten der Gruppenführer zurück.

„Erste Gruppe vollzählig! ... Zweite Gruppe fehlt Gasselbauer und Freihofer! ... Dritte Gruppe fehlt Lohr und Puchtler! ... Vierte Gruppe vollzählig.“

Vom dunklen Hang her sagte jemand mit tiefem Baß: „Der Wimmer hat's nimmer derschnauft, Herr Leutnant, der kimmt aber no.“

Der Leutnant war zufrieden. Von seinem ganzen Häuflein fehlten nur vier Mann. Das war eine Verlustziffer, die angesichts dessen, was hinter ihnen lag, wie ein Wunder erschien. Und überdies konnte er sich eines gewissen bescheidenen Stolzes nicht erwehren, daß soldatische Erziehung seinen Männern so in Fleisch und Blut übergegangen war, daß sie jetzt noch, nach solchen Stunden der immerwährenden Todesnot, der furchtbarsten körperlichen Strapazen, der schrecklichsten Eindrücke und des völligen Aufsichselbstgestelltseins eine musterhafte innere und äußere Disziplin verrieten. Die sauberen, korrekten militärischen Meldungen machten dem Leutnant Freude.

Denn in solchen Augenblicken mußte es sich zeigen, ob richtige Arbeit vorausgegangen war oder nicht, ob die Disziplin und die Manneszucht tief eingewurzelt war oder nur angeklebt, ob der Führer ein Führer gewesen war oder nur jemand, der Achselstücke trug.

Und, dachte der Offizier zuversichtlich weiter, die fünf Mann, die fehlen, können immer noch auftauchen.

Er stand auf und legte den Rucksack ab.

„Unteroffizier Luttenberger übernimmt den Zug. Ich suche die Stellung. Seid leise. Der Franzos liegt ganz in der Näh'."

Langsam kroch er an seinen Leuten vorbei und zum ersten Male seit dem Abmarsch aus Chaumont hatte er

Zeit genug, sie aus der Nähe zu betrachten. Sie sahen aus, als ob sie schon tausend Schlachten mitgemacht hätten. Ihre Uniformen waren von oben bis unten mit Lehm beschmiert und gelb gefärbt von den Gasen der unzähligen Granaten, die in ihren Weg gedonnert waren. Bis zu den Knien steckten ihre Beine in einer dicken, getrockneten Kruste von Erde, als ob sie langschäftige Stiefel aus Lehm trügen. Die Gesichter unter den Stahlhelmen waren ausgemergelt und gespenstig blaß, die sprossenden Bärte bedeckten wie tiefe, dunkle Schatten ihre Wangen und machten die Gesichter noch hohler. Übrigens sah der Leutnant nicht anders aus.

Oben schob er sich auf dem Bauche zu den nächsten Trichtern und fragte sich leise zum Kompanieführer durch.

Mit diesem und den beiden anderen Zugführern schlichen sie dann auf allen vieren, vorsichtig witternd, ganz langsam nach vorne.

Sie hüteten sich, das geringste Geräusch zu machen oder miteinander zu sprechen. In solcher Nähe des Feindes durfte kein Laut zu hören sein. Trotzdem war es notwendig, sich vorne in der Stellung rechtzeitig bemerkbar zu machen, sonst konnte es passieren, daß sie von den eigenen Leuten angeschossen wurden.

Nach einigen Minuten, die ihnen wie eine Ewigkeit vorkamen, sahen sie endlich in einem Erdloch gebuckelte Helme aufschimmern.

Leise stützte sich der Kompanieführer auf den Händen hoch und flüsterte hinüber.

„Drittes Bataillon? ... Ablösung!"

Einer der gebuckelten Helme bewegte sich.

„Mir haben schon g'meint, ihr kommts überhaupts nimmer", flüsterte ein Mann.

Sie waren in der Stellung.

Der Leutnant sah auf seine Uhr. (Wie seine Schuhe stammte sie aus Brixen in Tirol und dient ihm heute noch.) Es war zwei Uhr in der Nacht.

Es begann das schwere Werk der lautlosen Ablösung. Sie schickten die Unteroffiziere nach hinten, um ihre Leute heranzuholen. Dann krochen sie von Trichter zu Trichter und von Erdloch zu Erdloch, denn aus nichts anderem bestand die Stellung, und schickten die Männer, die hier seit Tagen und Nächten lagen, nach hinten. Aus den Höhlen erhoben sich schweigend Gestalten und verschwanden dann, merkwürdig zusammengekrümmt, schwerfällig in der Dunkelheit. Sie konnten sich kaum bewegen, so steif waren sie in allen Gliedern geworden. Während des Tages hatten sie, ohne sich zu rühren, in ihren Löchern kauern müssen, denn auch die geringste Bewegung wurde mit rasendem Maschinengewehrfeuer und von Scharfschützen von links und rechts beantwortet. Die Stellung lag wie ein Keil in der feindlichen Front, und beide Flanken waren preisgegeben. Wenn es hoch kam, konnten sie unter dem

schützenden Mantel der Nacht sich aufrichten oder ihre Erdlöcher für kurze Zeit verlassen.

Nun wurden sie abgelöst und konnten gehen ... und sie konnten kaum gehen, so eingerostet waren sie.

Einige von ihnen stützten Verwundete, andere trugen Zeltbahnen zwischen sich, in denen Schwerverletzte geschleppt wurden.

Der Leutnant kniete vor den Trichtern, die ihm zugeteilt waren und in die seine Leute nun hineinkrochen. Sie hielten sorgsam Koppel und Schanzzeug fest, denn das Klappern solcher Ausrüstungsstücke war für jeden fronterfahrenen Gegner eine restlose Aufklärung dafür, was sich vor seiner Stellung abspielte.

Der Leutnant sah die Männer des abgelösten Bataillons in der Finsternis verschwinden. Sie verschwanden lautlos und spurlos. Keiner der Verwundeten, die sie mit sich genommen hatten, nicht einmal die Schwerverletzten in ihren Zeltbahnen, gaben auch nur einen Seufzer von sich. Es war ein Beispiel von außerordentlicher Manneszucht.

Welch eine über alles und jedes Lob erhabene Truppe war das! — —

Die jetzt verschwunden waren und zurückgehen durften zur Brûleschlucht, sie waren mit ihrer Ablösung noch lange nicht aus dem tödlichen Hexenkessel entlassen und in Sicherheit, im Gegenteil. Das Schwerste hatten sie noch vor sich. Hier vorne, zwanzig Meter

von der gegnerischen Stellung entfernt, waren sie in ihren Erdlöchern einigermaßen in Sicherheit gewesen, jetzt aber durchwanderten sie den Todesweg nach dem Douaumont.

Der Leutnant wandte seine Gedanken dem zu, was hier zu tun war. Der Offizier, den er abgelöst hatte, teilte ihm, bevor er nach hinten ging, noch kurz mit, was hier vorne gespielt wurde.

„Also Obacht, von der Kalten Erde her schießen die Scharfschützen und die MG.s grade von hinten in die Trichter rein. Und grad so kriegt ihr's von vorne aus dem Südosteck von Fleury, da hocken noch Franzosen. Die Artillerie, die schießt nicht hierher, weil stückweis 4 bis 5 Meter vor eurer Nase auch noch der Franzose sitzt."

*

Zu je zwei Mann saßen sie in einem Trichter.

Eine Weile noch hörten sie das Flüstern der Abgelösten, die sich hinten in den beiden 42er-Kratern sammelten, dann war alles stumm.

Schon färbte der leichte Hauch des Morgens den östlichen Himmel.

Den Leutnant fröstelte es in seinem Mantel, als er das entdeckte. Dann und wann peitschte ein Infanterieschuß nahe durch die Stille. Hoffentlich hatte der Franzose von der Ablösung nichts gemerkt. Sonst gnade Gott dem abgelösten Bataillon! Es hatte nur noch eine

Stunde Zeit, in der schützenden Dämmerung, die schon zu weichen begann, zu marschieren. Wenn der helle Tag sie noch zwischen Fleury und dem Douaumont einholte, waren sie verloren.

Und wieder riß der Leutnant seine Gedanken mit Gewalt von den Abgelösten los. Bevor das Morgengrauen heller wurde, huschte er noch einmal die Trichter seines Zuges ab.

Dann kroch er zu den Mauerresten hinüber zum Kompanieführer. Der Kompanieführer lag im halbeingestürzten Keller hinter einer Mauer, die kaum einen Meter hoch war. Die Trümmer bewahrten ungefähr davor, von den Franzosen auf der Kalten Erde gesehen zu werden. Im übrigen ging jeder Gewehrschuß glatt durch die zermürbten Steine. Ferner hob sich die Sohle hinter der Mauer immer höher, denn Erde und Steintrümmer wurden immer wieder von Einschlägen hereingeschleudert, und hob damit alle, die dort lagen, immer näher zur Mauerkrone und also zur Sicht der Gegner.

Der Leutnant meldete:

„Erster Zug in Stellung! Ablösung durchgeführt!“

Nacheinander meldeten sich auch die beiden anderen Zugführer.

Der Kompanieführer teilte ihnen mit, worauf es ihm ankam.

„Am Tage darf sich in der Stellung nichts rühren. Es

darf unter keinen Umständen ein Verkehr stattfinden, weder von Trichter zu Trichter, noch hierher zu mir. Es darf kein Meldeläufer zu mir geschickt werden und ich werde auch keinen zu Ihnen schicken. Die Stellung muß tot sein, absolut tot. Wer verwundet wird, bleibt liegen, wo er ist. Das zweite Bataillon wird übrigens erst in der kommenden Nacht zu erwarten sein."

Das Tageslicht drang schon durch die Mauerlöcher und die Zugführer brachen schleunigst auf und krochen zurück.

Der Zug des Leutnants hatte etwa sechzig Meter Breite der Stellung besetzt, er war der linke Flügelzug.

Und nun lag der Leutnant endgültig mit seinem Burschen Marsmann in einem Trichter. Jetzt erst war der Anmarsch vollständig hinter ihnen, jetzt erst waren sie im völligen Sinne des Wortes in Stellung. Die beiden Männer begannen „sich einzurichten". Mit ihren Händen rissen sie den feuchten Lehm aus den Wänden und legten ihn vorsichtig hinaus. Sie schufteten unermüdlich, bis ihnen der Schweiß herunterlief. Und als es draußen heller Tag geworden war, hatten sie ihr Erdloch um dreiviertel Meter vertieft. Sie spannten eine Zeltbahn darüber und befestigten sie mit einem Stück Eisenschiene, das da herumlag. Oben auf die Zeltbahn warfen sie losen Dreck, und damit hatten sie, so gut es ging, ihr Haus gebaut und es unsichtbar gemacht.

Weiter war im Augenblick nichts zu tun.

Der Leutnant nestelte eine seiner Feldflaschen vom Koppel und nahm einen langen Schluck. Es war der erste Schluck seit dem Abmarsch aus Chaumont. Auch einige harte Zwiebacke stopfte er sich in den Mund, und es war der erste Bissen seit Chaumont.

Sie fühlten sich außerordentlich behaglich. Es war ruhig bei ihnen. In ihrer Nähe war kein Artilleriefeuer, das rumorte hinter ihnen im Gelände nach dem Douaumont hin.

Der Leutnant und Marsmann begannen, nachdem ihnen die Gemütlichkeit ihrer Lage etwas einförmig geworden war, mit einer schwierigen und umständlichen Unternehmung. Marsmann kniete sich hinter den Offizier und hob die Zeltbahn, die nach rückwärts abgeschrägt lag, vorne äußerst vorsichtig mit beiden Händen langsam hoch, Zentimeter um Zentimeter. Der Leutnant hielt sich einen dicken Lehmbrocken vor sein Gesicht, und so schob er sich sehr behutsam hoch, bis der Lehmbrocken über der Kante ihres Erdloches schwebte. Nun konnte er nämlich etwas Umblick halten.

Es waren Blicke in einen strahlend schönen Morgen. Der Himmel wölbte sich in klarer Bläue über ihnen. Zwischen den Rauchbäumen und Rauchfetzen, mit denen die gelbe, fahle Wüste nach dem Douaumont hin überweht war, sah er deutlich die Kuppe des Forts. Rechts drüben streckte sich der kahle, verhängnisvolle Höhenzug

der Kalten Erde, und der Leutnant betrachtete lange die wie erstorben liegende Bodenwelle. Es blieb kein Zweifel übrig: von dort her konnte man schon mit bloßen Augen alles erkennen, was in der deutschen Stellung in Fleury vor sich ging.

„Also nicht mal einen Finger rausstrecken", sagte der Leutnant in seinen Lehmklumpen hinein, „die sehen jeden Fingernagel."

Einzelne Gewehrschüsse knallten in der Nähe.

„Da hat doch einer seinen Finger rausgestreckt", knurrte er und drehte seinen Lehmklumpen nach links. Dort sah er das Angriffsziel des nächsten Morgens liegen, dorthin ging in 24 Stunden der Sturm. Das Gelände neigte sich sanft abwärts und die Erdbuckel da drüben, das waren die M-Räume, die unterirdischen, stark befestigten Erdwerke vor Souville.

Über eine Weile, dachte der Leutnant, und das wird ein einziger toller Wirbel von Flammen, Eisenfetzen und Erdfontänen sein, und wir mitten drin, und vielleicht sind wir nach dreißig Stunden, von jetzt ab gerechnet und so Gott will, oben im Fort. Er konnte Souville jetzt sehen, auf dem Grat des Höhenzuges da drüben hob es sich schwach ab. Und jenseits dieses Grates, wenn man erst einmal da oben stand, mußte man hinuntersehen auf ... Verdun. Mitten in seine Gedanken hinein knatterte von der Kalten Erde her ein Maschinengewehr, und der Dreck spritzte auf ihr Lehmdach.

Im Nu war der Lehmbrocken weggeschleudert, und der Leutnant schnellte nach unten.

„Siehst du, Marsmann, wie die scharf beobachten!“

Und behaglich rückte er sich zurecht. Sollten sie beobachten. Solange man den Kopf nicht rausstreckte oder sonst einen Unfug unternahm, konnte einem hier aller Voraussicht nach nicht viel passieren. Und wenn er an gestern abend dachte und an die vergangene Nacht... dann blieb nichts anderes übrig, als dieses Erdloch hier ein Paradies zu nennen.

In glücklichster Stimmung sahen sie durch den schmalen Streifen zwischen Trichterrand und Zeltbahn in den Hochsommerhimmel hinauf. Hoch oben in seiner glasklaren Bläue schwammen glitzernd einige Flugzeuge, und die Luft war so rein, daß sie bisweilen bei einer Schwenkung die blauweißroten Ringe unter den Tragflächen erkennen konnten.

Es waren Franzosen.

Sie lauschten befriedigt auf einzelne Einschläge, die auf das Fort Souville herunterschmetterten. Sehr eingehend beschäftigte sich die deutsche Artillerie heute nicht mit diesem letzten Eckpfeiler der Cote Lorraine. Es sollte niemand da drüben unvorsichtigerweise und allzu früh darauf aufmerksam gemacht werden, daß etwas geplant und etwas vorbereitet wurde. Dafür sollte dann am anderen Morgen ein Trommelfeuer, plötzlich einsetzend, Souville überrumpeln.

Der Leutnant und sein Bursche Marsmann lehnten sich gemütlich zurück. Dem Leutnant lief der Schweiß über das Gesicht, denn es war sehr warm geworden, und wenn er sich dehnte und reckte, fühlte er das nasse Hemd überall am Leibe kleben, und die Läuse juckten unerträglich.

Marsmann sah sich das eine Weile prüfend an, dann griff er plötzlich nach dem Rucksack des Offiziers.

„Mir ham do no a Hemd, Herr Leutnant!" stieß er hocherfreut hervor.

„Was ... noch a Hemd ... natürlich ham mir noch a Hemd!"

Und Marsmann zog langsam und genießerisch aus dem Rucksack ein schönes, trockenes, wollenes, sauberes Hemd und breitete es über seinen Knien aus. Eine Weile blieben beide andächtig versunken in den Anblick dieser Kostbarkeit, dann legte sich der Leutnant hin, und mit vereinten Kräften zogen sie das alte Hemd aus und streiften ihm das andere über. Es war eine umständliche Sache, diesen Wäschewechsel im Liegen vorzunehmen, aber als dann der Leutnant die weiche, trockene Wolle auf seiner Haut spürte, den Rock wieder zugeknöpft und das Koppel wieder umgeschnallt hatte, befand er sich in einem Zustand voll Wohlbehagen.

„Marsmann", sagte er „....so ein trockenes Hemd ...!"

Nun war eigentlich alles geschehen, was ihr Dasein

in diesem Erdloch verschönern konnte. Sie hatten noch ganze vierundzwanzig lange Stunden vor sich. Sie wurden nicht beschossen und durch nichts aufgestört. Sie konnten sich das Bummern der Front in aller Ruhe anhören. Die Artillerie schoß ohnehin nicht hierher, wegen der eigenen Leute, die dicht in der Nähe lagen... Was sollte ihnen also zu wünschen übrigbleiben?"

Mit den scharfen, gezackten Rändern einer geöffneten Konservenbüchse gingen sie daran, sich die unförmigen Lehmklumpen von den Beinen zu schaben. Sie kratzten nur die dicksten Brocken herunter, das andere ließen sie kleben. Das hatte einen dauerhaften Panzer gegeben, und nichts würde imstande sein, die Wickelgamaschen wieder zu lockern und ihre Bänder aufzulösen. Das war ihnen gerade recht. Sie saßen fest wie Leder, unauflöslich mit ihren Beinen verbunden. Das konnte man brauchen, wenn man am anderen Morgen durch die Wüste raste und in die M-Räume brach.

Wieviel Zeit sie hatten!

Womit sie ihre Gedanken in diesen stillen Stunden beschäftigten, das wußten sie später selbst nicht mehr recht.

Sie träumten vor sich hin.

So wurde es zehn Uhr vormittags.

Manchmal drehten sie sich um und wechselten ihre Lage, und da sie beide nicht gerade klein gewachsen

waren, verwandten sie viel Sorgfalt darauf, sich richtig in ihrem engen Loch zu verstauen.

Einmal hatten sie wieder ihre Lage gewechselt und sich so gelegt, daß ihre Köpfe nach Souville und ihre Beine nach dem Douaumont zeigten ... da hoben sich plötzlich ihre Gesichter, ihre Augen wurden wach, ihre Züge gespannt und ihre Glieder bewegungslos.

Aus dem beständigen Gewitterrollen des Artilleriefeuers hatten sich irgendwo in der Ferne deutlich einige mächtige, dumpfe Abschüsse herausgehoben. Sie hatten es beide in derselben Sekunde gehört, drei dunkle, harte, wummernde Paukenschläge, und mit dem unfehlbaren, unbestechlichen Instinkt des Frontsoldaten wußten sie sofort, daß sich damit irgend etwas verändert hatte.

Sie starrten in derselben Sekunde gleichzeitig nach dem Douaumont hinüber.

Sie hörten jetzt hoch über sich das eilige, siedende Brodeln, das sie so viel tausend Male schon gehört hatten, wenn die schweren Koffer über ihnen durch den Himmel zogen. Dann stiegen aus dem Rücken des Forts eine, zwei, drei ungeheure, pechschwarze Pinien hoch, aus den Wurzeln der Wolkenbäume schossen dunkelrote Flammen, und erst jetzt kam der Schall der Einschläge zu ihnen herüber, das schmetternde, breite, brutale, weithinschallende Krachen. Dann lösten sich die drei Rauchpinien langsam von der Kuppe, ihre schwarzen Äste breiteten sich zögernd aus, schwammen

auseinander, zerliefen und schwebten ostwärts davon.

Und schon hörten die beiden Männer wieder drei dumpfe Paukenschläge, hörten wieder über sich das gierige Gurgeln und Würgen der schweren Geschosse, wieder wuchsen aus dem Douaumont drei riesige Rauchbäume und wieder kam der krachende Schall zu ihnen herüber.

Es war ihnen, als hätten sie gesehen, daß der ganze Berg meterhoch in die Luft gehoben worden und wieder zurückgesunken sei.

Der Leutnant und sein Bursche blickten sich wortlos an.

Es hatte sich etwas verändert. Sie hatten soeben den Auftakt zu etwas erlebt, was sie nicht erwartet, worauf sie nicht gefaßt waren und was sie sich nicht gewünscht hatten.

Es ging los.

Marsmann öffnete den Mund, wollte etwas sagen, schloß ihn wieder und sagte nichts, dann nahm er eine Konservenbüchse, öffnete sie, holte ein Stück roten Fleisches heraus, führte das Stück an die Zähne, nahm es wieder fort, legte es zurück, stellte die Büchse wieder weg und sah den Leutnant an.

Der Offizier nickte.

Dann hefteten sie ihre Blicke schweigend an irgendeine Stelle des Trichters.

Sie hatten einander nichts zu sagen. Sie wußten Bescheid. Es ging los.

Und wie mit langen Schritten, so kamen jetzt zahlreiche Einschläge aller Kaliber immer näher. Es war kein Zweifel, daß der Orkan auf sie zuwanderte und es konnte nun nicht mehr lange dauern, dann war er über ihnen.

Sie warfen zusammen einen Blick hinaus und fanden ihre Ahnung bestätigt. Eine Wand aus Flammen und Rauch und stiebenden Erdspringbrunnen kroch tobend heran. Das ganze Gelände zwischen Fleury und dem Douaumont war verschwunden in einer heulenden, feuerdurchzuckten, rauchenden Hölle.

Aber die Abgelösten, dachte der Leutnant, die sind längst im Douaumont und ihnen kann nichts mehr geschehen.

Sie sahen eine kleine Weile dem schrecklichen Schauspiel zu. Erdmassen wurden in die Luft geschleudert und verfinsterten den Himmel. Fetzen irgendwelcher Ausrüstungsstücke wirbelten haushoch und Schienenstücke taumelten mitten in den Rauchwolken umher.

Noch war das alles etwa 200 Meter von ihnen entfernt ... aber bald würde es ...

Und trotzdem ... sie brauchten sich darüber nicht zu verständigen, trotzdem waren sie beide der Überzeugung, daß ihnen hier nichts geschehen konnte. Es war ganz ausgeschlossen. Es war ganz unmöglich. Die Wand von

Einschlägen, die sie heranwandern sahen, mußte jetzt stehenbleiben. Sie konnte unmöglich näher kommen, denn wenn sie näher kam, packte sie auch die Franzosen selber, die nur auf wenige Meter gegenüberlagen.

Es konnte aber auch sein, durchfuhr es den Leutnant, daß die Franzosen, die so nahe gegenüberlagen, zurückgenommen worden waren, damit man die deutsche Stellung hier in aller Ruhe zerschlagen konnte.

Wenn das geschehen war, dann wurde es bitter.

Mittlerweile war es zwölf Uhr mittags geworden.

Und jetzt ... schlug die erste Granate etwa zwanzig Meter von ihnen entfernt berstend in die Erde.

Die beiden Männer saßen bewegungslos.

Marsmann sagte nachdenklich: „Dös war a Fuffzehner." Und ebenso nachdenklich nickte der Leutnant.

Dann saßen sie wieder schweigend und warteten.

Die ganze Kraft ihrer Seelen hatte sich wie in sich selber zurückgezogen, mit angespannten Muskeln und unbeweglichen Gesichtern warteten sie. Sie spürten die Erde nicht mehr unter sich, sondern fühlten sich in ihrer gesammelten Konzentration wie schwebend in ihrem winzigen Raum.

Und dann kam es. In unmittelbarer Nähe zersprangen mit hartem Aufheulen vier Granaten, kurze, krachende Flammenschläge ... zischend, zitternd, singend siedend und trillernd hieben die Splitter neben ihrem Trichter in den Dreck.

Steilfeuer, durchzuckte es den Leutnant, sie hauen senkrecht in die Löcher.

Die beiden begannen, sich in den Lehm zu pressen.

Sie hielten den Atem an. Sie glaubten noch immer nicht daran. Es konnten Kurzschüsse der Franzosen sein.

Aber jeder Zweifel wurde ihnen augenblicklich genommen. Ganze Gruppen donnerten jetzt mitten in die Trichterlinie. Ein Irrtum war nicht mehr möglich. Jeder Zweifel war ausgeschlossen.

Sie mußten sich damit abfinden, daß der Franzose etwas gemerkt hatte und sich jetzt wie ein Tiger auf die deutsche Stellung stürzte.

Von jetzt ab lagen sie inmitten eines Tornados, der betäubend und ohne Aufhören über ihnen wütete. Unaufhörlich krachten die Einschläge in ihrer Nähe. Bald drei Meter entfernt, bald fünf, bald zehn, bald wieder ganz nahe. Sie konnten es sich ausrechnen, wann es mitten in ihr Erdloch schlagen würde.

In jeder Sekunde konnte es sein.

Diese Gewißheit erregte sie längst nicht mehr. Es war nicht so, daß sie etwa gegen die Vernichtung, der sie ausgesetzt waren, abgestumpft waren. Aber sie fühlten sich wie in einem dauernden Traum, der geträumt werden mußte und dessen Einfälle nicht von ihrem Willen abhingen.

Plötzlich fuhren sie hoch.

Es mußte ein Volltreffer mitten in einen Trichter

gerast sein, denn sie hörten Geschrei. Der Luftdruck hatte ihre Zeltbahn weggerissen.

Ihre Hände begannen unwillkürlich zu tasten, um sich aufzurichten, ihre Füße begannen sich gegen den Boden zu stemmen, dann sanken sie wieder zurück. Sie durften ja nicht helfen. Sie mußten hier bleiben. Sie konnten nichts machen. Es war Befehl, daß jedermann dort zu bleiben hatte, wo er war. Es wäre Wahnsinn gewesen, herauszuspringen und den Franzosen den Erfolg ihres Feuers zu zeigen. Sie mußten warten, bis es wieder Nacht war. Dann erst konnten sie irgend etwas unternehmen.

Das hieß, daß sie noch acht Stunden auszuhalten hatten.

Mitten in diese schweren Gedanken sprang grelles Aufflammen dicht vor ihnen aus der Erde, preßte sie hoch und warf sie wieder schwer zurück ... auf! ... wohin? ... raus? ... Aufspringen? ...

Warten, warten ... liegen bleiben und keinen Unsinn machen, das Gesicht in den Dreck drücken und an nichts denken.

Wieder zerriß ein sengender Strahl und ein Donnerschlag die Erde, und noch mitten im Knall hörten sie ein jammerndes Gebrüll aus dem Nachbarloch. Der Krankenträger lag dort. Und ebenso plötzlich brach das Geschrei wieder ab.

Jäh ab.

Sie konnten nicht helfen.

Sie lagen mit dem Gesicht auf der Erde, hatten die Beine angezogen und die Arme an sich genommen. Manchmal wurden sie vom Ruck der Einschläge hochgehoben und zurückgeschleudert. Ohne Aufhören prasselte Schlick und zentnerschwere Lehmbrocken in ihren Trichter hinein.

Wie lange Zeit so verging, wußten sie nicht. Sie lebten nur noch von Einschlag zu Einschlag.

Allmählich merkten sie, daß sie immer höher zu liegen kamen. Die hereinfliegenden Schollen und die herabrutschenden Lehmklumpen begannen schnell das Loch auszufüllen und die geringe Deckung, die ihnen bisher in diesem Trichter vergönnt gewesen war, wurde immer jämmerlicher.

Fetzen schwärzlicher und gelblicher stinkender Wolken jagten über sie hinweg.

Sie lagen jetzt so hoch, daß sie beinahe schutzlos waren, dafür konnten sie nun ihre nähere Umgebung betrachten. Das erste, was sie sahen, war wenig erfreulich. Aus einigen Löchern sprangen Gestalten und brachen sofort zusammen. Wahrscheinlich war es ihnen genau so gegangen, sie waren durch Erdmassen, die in ihren Trichter brachen, hochgehoben worden und jeglicher Sicht freigegeben. Sie hatten versucht, eine andere Deckung zu finden, und die Maschinengewehre von der Kalten Erde und aus dem Südostwinkel von

Fleury, die im Tosen nicht zu hören waren, hatten sie sofort niedergemäht. Man mußte bleiben, wo man war, mochte kommen, was wollte.

Der Leutnant sah das Gelände von aufschießenden Erdbüscheln und zuckenden Flammen und schwelenden Rauchwolken überwimmelt, der berstende Donner der Explosionen brach nicht mehr ab.

Sie selber wurden durch einen Einschlag in ihrer Nähe wieder hochgehoben, Erdschollen flogen ihnen um die Gesichter, und surrende und singende Splitter tanzten über sie hinweg. Als sie wieder die Köpfe hoben, waren sie durch die Erdmassen so gehoben und verschoben worden, daß sie in den Trichter hineinsehen konnten, in dem der Krankenträger lag. Was sie sahen, war bitter. Er war von der Erde halb zugedeckt, und nur seine Hand, eine lehmbeschmutzte, blutbedeckte, verstümmelte Hand, sah hervor. Manchmal winkte diese Hand traurig und müde. Sie waren sich nicht klar darüber, ob er schon tot war oder ob er noch lebte. Immer, wenn ein Einschlag die Erde erzittern ließ, zitterte auch diese Hand und begann zu winken.

Sie wünschten ihm, daß er nicht mehr lebte. Es war nicht möglich, ihm zu helfen. Und es kostete sie eine übermenschliche Überwindung, ihm nicht zu helfen. Der strikte Befehl, auf dessen rücksichtsloser Befolgung das Gelingen des Angriffs beruhte, lautete, daß jedermann unsichtbar in seinem Erdloch auszu-

harren habe, daß niemand, komme was wolle, sich über Deckung zeigen dürfe. Der Franzose durfte nicht ahnen, daß eine Sturmtruppe dicht vor seinen eigenen Trichtern bereit lag.

Was sich also auch in jedem Erdloch der deutschen Trichterstellung ereignen mochte, die zwei Mann, die darin lagen, hatten sich mit allem, was ihnen geschah, allein abzufinden. Es konnte keiner auf Hilfe aus einem anderen Trichter rechnen. Wer verwundet wurde, mußte zusehen, wie er sich selber half oder sich von seinem Kameraden helfen ließ. Und wer starb, mußte allein sterben.

Dieser Befehl zum unbedingten Ausharren war die härteste Forderung, die an eine Truppe gestellt werden konnte, und wer trotzdem aus seinem Erdloch stürzte, tat das nur, weil er durch die schiebenden Erdmassen sichtbar auf das Gelände gehoben oder geworfen worden war und, getreu dem Befehle, sich ein anderes Versteck suchte.

Ein neuer Erdbebenstoß erschütterte den Trichter, in dem der Leutnant lag, wieder hob es sie hoch, und als Rauch und Erdtrümmer vorübergehend verschwanden, hörten sie in ihrer Nähe einen Schrei. Sie sahen drüben den Krankenträger sich aufrichten, langsam hob sich sein rothaariger Kopf, ein Auge war ihm ausgeschossen, sein Gesicht war blutüberströmt, er rief und winkte, sank zusammen und richtete sich wieder auf, manchmal wehte

ein Rauchfetzen an ihm vorbei und verdeckte ihn, dann aber sahen sie ihn wieder, und ihre Herzen wurden bis über den Rand angefüllt mit Trauer und Grimm.

Niemals hatten sie den Sturm so inbrünstig herbeigesehnt wie in diesen Minuten.

Der erste Zug würde beim Sturme allerdings keinen Krankenträger mehr haben. —

So wurde die Linie der deutschen Trichter vor Fleury zerschlagen und vernichtet. Es war unwahrscheinlich, daß am anderen Morgen noch jemand in ihr leben würde.

Sie sahen, daß einige Leute geduckt, in rasenden Sätzen hinüber zu den Ruinen von Fleury sprangen, sie hörten im gleichen Augenblick die wütenden Peitschenperlenschläge der französischen Maschinengewehre, die Gestalten fielen nieder, sprangen in der nächsten Sekunde wieder hoch und verschwanden zwischen den Mauerresten.

Es war fünf Uhr nachmittags geworden.

Und es hatte sich nichts geändert. Immer noch tobten die schweren Granaten, immer wieder Feuerschläge, Erdstöße, Rauchwände, Lehmfontänen. Plötzlich sahen sie aus Rauch und Dunst das gespenstige Bild eines Fliegers auftauchen, der schwankend und tanzend dicht über die Trichterlinie hinwegfegte, seine blauweißroten Ringe unter den Tragflächen näherten sich wie zwei starre, riesengroße Augen, und dann sauste die Maschine

so dicht auf ihre Köpfe zu, daß sie die Gesichter auf die Erde preßten, denn im nächsten Augenblick, schien es ihnen, würden sie vom Fahrgestell in die Luft gerissen. Die Maschine hatte beinahe ihre Stahlhelme gestreift, und jetzt verschwand sie wie eine graue, verrückte Riesenheuschrecke in tollen Luftsätzen wieder im Rauch. Sie hatten nicht einmal das Geräusch des Motors gehört, so stark und übermächtig war der unaufhörliche Donner des Artilleriefeuers um sie her.

Sie starrten ihm nach. Es war ein tapferer Mann, der da tollkühn die Trichterlinie abflog und seine Maschinengewehre in sie entleerte. Hoffentlich hatte er nicht allzuviel gesehen, sonst brachte er gute Meldungen heim.

Sie kamen mit diesen Gedanken nicht zu Ende ... eine schmetternde Feuerwand brach vor ihnen aus der Erde und hob sie in die Luft, warf sie wieder zurück, ein Volltreffer war in ihren Trichter gefahren ... es nahm ihnen den Atem, es blendete ihre Augen und zertrümmerte im ersten Augenblick ihr Gehör, einige Sekunden lang lagen sie wie bewußtlos, dann fühlten sie, als sie sich bewegen wollten, daß es nicht ging. Der Leutnant konnte sich nicht rühren, er wollte um sich greifen, es ging nicht, er wollte Luft holen, er bekam keine, und als es ihm dunkel vor den Augen zu werden begann, spürte er, daß ihn jemand an den Stiefeln zerrte und zog.

Es war Marsmann, der seinen Leutnant ausgrub. Langsam wurde er frei, bekam wieder Luft, konnte Beine und Hände wieder bewegen, und nur sein Kopf klebte zäh im Lehm, er bekam ihn nicht frei, der Stahlhelm saß wie ein unnachgiebiger Anker in der Erde, hatte sich festgesaugt, und erst gewaltigsten Anstrengungen gelang es, ihn völlig frei zu bekommen.

Sie sahen sofort, daß sie nun ganz oben lagen, der Einschlag hatte ihr Erdloch vollkommen eingeebnet.

Der Leutnant öffnete den Mund, um etwas zu sagen, da sank Marsmann plötzlich zusammen und fiel wie ein Sack auf den Offizier. Mit einem Ruck warf sich der Leutnant herum. Unter dem Helm des Mannes schoß Blut hervor, rann in breiten Strömen über seine Augen, seinen Mund und tropfte auf den Rock. Der Leutnant sah, als er den Stahlhelm untersuchte, die beiden Löcher: vorne Einschuß und hinten Ausschuß ... Kopfschuß.

Er richtete sich auf, entdeckte einige Meter hinter sich einen Trichter, packte Marsmann und kroch mit ihm dorthin, kriechend, fallend und stürzend kamen sie am Rande an und rutschten hinunter.

Der Leutnant nahm den Stahlhelm des Verwundeten ab. Marsmann war halb bewußtlos und starrte den Offizier mit weitgeöffneten Augen, aus denen er sich das Blut wischte, an. Je ein Verbandpäckchen bekam er auf Einschuß und Ausschuß gelegt, und das

Ganze wurde mit dem Tragriemen der Gasmaske festgebunden. Weiter konnte der Leutnant nichts machen.

Marsmann begann unaufhaltsam und hastig zu sprechen, zu flüstern, zu murmeln. „Jetzt hat's mi schwar derwischt ... jetzt san S' morgen alloan, Herr Leutnant ..." er nestelte seine Uhr aus der Tasche, zog mühselig seine Brieftasche aus dem Rock, nötigte alles dem Offizier auf, holte mit seinen blutbedeckten, zitternden Fingern Photographien aus der Brieftasche ... „stecken S' Eahna dös ein, sehng S' ... dös hier is mei' Frau, dös san meine Kinder ..." und dann hielt er mit wackelnden Fingern die Uhr hin, „und die Uhr, die muß der Herr Leutnant immer tragen, die bringt Eahna Glück, mir hat's alleweil Glück bracht, glauben S' nur, alleweil, nehmen S' die Uhr ..."

Der Leutnant spürte plötzlich einen faden Geschmack im Mund und es war ihm, als ob Speichel über sein Kinn lief, er griff sich an die Lippen, seine Hand wurde naß, und als er sie ansah, war sie voll Blut. Er spuckte aus: Blut. Er griff sich das Gesicht ab nach einer Wunde. Das Kinn: nichts. Die Wangen: nichts. Nase, Stirn, Ohren, Hinterkopf: nichts. Auch hatte er nicht die geringsten Schmerzen. Nur das Blut lief aus seinem Mund, unaufhörlich. Dann konnte es nur die Eisenschiene gewesen sein, die ihm vorhin, als der Einschlag sie verschüttete, auf den Brustkasten geschmettert worden war. Er stellte sich selber eine Diagnose:

Lungenquetschung. Sie war nicht ganz unrichtig.

Eine leichte Übelkeit überkam ihn. Er wehrte sich aus allen Kräften gegen sie. Das gab es jetzt nicht. Irgendwo in seinem Rucksack mußten Tabletten sein, und er begann zu suchen. Der Rucksack war weg. Er mußte im Dreck begraben sein. Der Leutnant gab das Suchen auf.

Unterdessen war draußen die Landschaft immer noch ein in allen Tiefen aufgewühltes Meer, der Boden hob und senkte sich, manchmal, wenn ganze Gruppen einschlugen, lief es wie Wellen über die Erde, und Fontänen aus Schollen, Staub, Flammen und Qualm liefen darüber hinweg, die Luft war erfüllt vom Donnern, Krachen und Bersten der Einschläge, vom Heulen, Winseln und Fauchen der Splitter, und unübersehbar war der höllische Tanz der Sprengwolken und Rauchfahnen, die über der fahlen Wüste flatterten.

Deu Leutnant überkam ein Gefühl grenzenloser Verlassenheit. Wer konnte überhaupt noch leben. Und was sollte aus dem Sturm am anderen Morgen werden, er wagte es nicht auszudenken. Und gleichzeitig überkam ihn die beinahe erbitterte Gewißheit, daß er selber noch lebte. In diesen Augenblicken sammelte sich in ihm eine beinahe rasende Wut an: die rasende Wut gegen den Feind, vor Ungeduld biß er die Zähne aufeinander: wenn sie nur jetzt herausbrechen könnten und dem Feind an die Kehle gehen, er konnte den Zeitpunkt kaum mehr erwarten.

In immer kürzeren Zwischenräumen mußte er sich das Blut aus dem Mund wischen, ununterbrochen spuckte er, und dazwischen redete Marsmann unaufhörlich weiter, bald monoton und halblaut, bald flüsternd, bald schreiend, und unaufhörlich gab der Leutnant kurze Antworten, um ihm wieder auf die Beine zu helfen. Aber der Mann redete irr. Und in seiner Verwirrung begann er immer wieder, sich aufzurichten und den Versuch zu machen, aus dem Loch herauszuspringen. Der Leutnant mußte aufpassen, um ihn jedesmal im richtigen Augenblick wieder zurückzuzerren. Wenn er bloß bewußtlos werden würde!

Es waren Stunden, die jenseits der Grenze dessen lagen, was in der menschlichen Vorstellungskraft als ertragbar gelten konnte — und es wurde ertragen.

Stunde um Stunde verging und in ihrem kleinen Erdloch waren sie völlig abgeschnitten, daß sie glaubten, außer ihnen wäre niemand mehr in dieser Welt.

„Du kommst durch, Marsmann", beruhigte der Offizier immer wieder, wenn er den Verwirrten wieder einmal zurückgeholt hatte, „du kommst durch. Warte nur, bis es Nacht ist. Dann kommst du zurück."

Es mag nach sechs Uhr abends gewesen sein, als ein neuer Flammenschlag über sie hereinbrach, sie mit Riesenfäusten hochwirbelte, sie aus ihrem Erdloch herausschleuderte und sie wieder zurückwarf, daß sie betäubt liegenblieben.

Jetzt wollten sie nicht mehr hier bleiben. Es hatte keinen Sinn mehr. Marsmann war durch die Erschütterung zu sich gekommen, und als sie um sich schauten und aus dem Nachbarloch einen Mann herausspringen und in die Ruinen hinüberlaufen sahen, krochen auch sie beide wortlos hinüber, bis sie hinter die Mauerreste klettern konnten.

Sie achteten des Feuers nicht, was konnte ihnen noch geschehen? Es geschah ihnen nichts.

Hinter den zerfetzten Ruinen, die kaum kniehoch waren und die von ganz nahen, schweren Einschlägen zitterten und Wolken von Ziegelstaub ausstießen, fanden sie eine gespenstige Versammlung. Kalk- und lehmbeschmierte Bündel hockten hier, Schulter an Schulter und Kopf an Kopf zusammen, sie hatten graue Gesichter und den Stahlhelm tief in die Stirnen gedrückt, sie lehnten mit dem Rücken an den Mauern und die Beine hatten sie von sich gestreckt, und alle miteinander starrten schweigend auf ihre Füße, die den Splittern der Einschläge am meisten ausgesetzt waren. Wieder und wieder hieben schwere krachende Keulenschläge in die Nähe, einige mitten hinein in den Raum, dann jaulten die Splitter waagrecht an ihnen vorbei, zwischen ihnen durch, schräg über sie hinweg oder senkrecht in die Luft, die Mauern bebten, Steine flogen, schwarze, stinkende Wolken sausten vorüber. Dann und wann zuckte eines dieser schweigenden Bündel zu-

sammen, stieß einen Schrei aus oder fiel stumm zur Seite und blieb liegen. Hier wurden Verwundete zum zweiten, dritten und auch vierten Male verwundet, und manche bekamen endlich die tödliche Verwundung und waren erlöst. Der Leutnant setzte sich dazu.

Seine Augen suchten nach Leuten seines Zuges. Er sah einige apathisch kauern und nickte ihnen zu, manchmal traf ihn ein erstarrter Blick, der an seinem Munde hing, und dann besann er sich darauf, daß er selber mit seinem blutbeschmierten Gesicht schauerlich aussehen mußte, beinahe verlegen wischte er sich das Blut vom Munde. Neben ihm lehnte der Vizefeldwebel Wirsing und an seiner anderen Seite kauerte der treue Marsmann. So wurde es Nacht.

Die ersten Schleier der Dämmerung sanken nieder, da erhob sich zwischen den Ruinen leises, geschäftiges Leben. Und als die Dunkelheit gekommen war, erwachte das dampfende, rauchende und schwelende Trümmerfeld zu hastiger Arbeit.

Zwischen den Ruinen sammelten sich flüsternd die Züge. Es waren nur Reste. Es waren gespensterhafte Gestalten, über und über beschmiert mit Kalk und Lehm.

Die Verwundeten wurden zusammengeholt, verbunden und getröstet, man trug sie in einen tiefen, schützenden Trichter in der Nähe. Laut gesprochen werden durfte nicht, Geräusche zu machen war verhängnisvoll, denn in nächster Nähe saß der Franzose, seine

Maschinengewehre waren eingerichtet auf die Ruinen, und seine Geschütze in Souville brauchten auch in der Dunkelheit das Ziel nicht mühselig zu suchen.

Das Feuer hatte etwas nachgelassen. Nur gegen den Douaumont zu lärmte unaufhörlich die Sperre aus Flammen und Eisenfetzen. Es war der Weg, den die Verwundeten nehmen mußten.

Der Leutnant nahm sich den Gefreiten Ritter mit und eilte hinaus in die Stellung. Erdloch um Erdloch ging er ab, beugte sich hinunter, kletterte hinein. Einige verstörte Leute, die kaum verstanden, was er flüsterte, schob er heraus und schickte sie in die Ruinen. In seinem eigenen, verschütteten Erdloch fand der Gefreite Ritter den Rucksack des Leutnants halb verschüttet.

Dann standen sie vor dem beinahe völlig eingeebneten Erdloch des Krankenträgers. Seine Hand war noch sichtbar. Sie war zerschossen. Der Körper war kalt und steif. Sie gingen weiter und waren froh, daß er hinübergegangen war, wo es keine Schmerzen mehr gibt, denn er mußte sehr gelitten haben.

„Jetzt hat er's gut", sagte der Leutnant leise. Und mein Zug hat keinen Krankenträger mehr, dachte er.

Gegen halb neun Uhr wanderten die Verwundeten zurück. Es war ein schweigender, armer Zug, der sich da auf den Weg in die Finsternis machte. In kleine Gruppen aufgelöst, wankten sie dahin. Stolpernd und kriechend, zusammengeduckt, viele zwischen den Armen an-

derer, machten sie sich auf den Weg. Wer noch einigermaßen gehen konnte, nahm mit Kameraden eine Zeltbahn, darin ein Schwerverwundeter lag. Im Aufblitzen der Einschläge schimmerten ihre weißen Verbände auf, und dann verschwanden ihre Gestalten, aufgeschluckt von der Dunkelheit. Auch Marsmann ging zurück.

Kein Gesunder begleitete sie.

Unter den Zurückbleibenden, die ihnen eine winzige Weile nachblickten, breitete sich eine schwelende, warme, merkwürdige Erde, als ob sie auf einem Kohlenmeiler stünden. Überall durchzog Rauch die Ruinen, kroch auf dem Boden entlang, scharf riechender Qualm; kleine Flammen flackerten auf, Balkenreste glimmten und brannten, Mauerstücke glühten, und dann und wann wurde die Nacht zerrissen von den knallenden Peitschenschlägen der nahen französischen Maschinengewehre. In den Feuerpausen hörte man bisweilen die Seufzer der Verwundeten oder Stöhnen aus einer Zeltbahn, die vorübergetragen wurde.

Und dann waren die Übriggebliebenen allein. Der letzte Verwundete war langsam in die Dunkelheit hinausgewankt.

In den Ruinen aber gingen die, die unversehrt geblieben waren, an die Arbeit. Die drei Zugführer meldeten dem Kompanieführer ihre Züge, knapp, korrekt wie auf dem Exerzierplatz. Die Kompanie hatte einen Verlust von 58 Mann.

Von diesem Abend sagt die Geschichte des Leibregiments mit heroisch zurückhaltenden, männlichen Sätzen: „... Ein schlimmer Auftakt für den Sturm! Als das Feuer gegen 6 Uhr abends abflaute, hatten wir 120 Mann Verluste, also ein Fünftel des Bataillons! ... Noch bedeutender war aber die moralische Wirkung dieses Feuers auf die Truppe. Nur mit großen Schwierigkeiten konnte in der Nacht die Ordnung wieder hergestellt werden."

In den Ruinen von Fleury wartete die Kompanie geschlossen das deutsche Gasschießen ab. Es erhob sich behende Geschäftigkeit. Lautlos mußte alles geschehen, denn immer wieder fegten Gewehrschüsse und Salven der benachbarten französischen Maschinengewehre aus der Nähe, deren Kugeln die morschen, zerbröckelnden Mauern glatt durchschlugen. Kaum waren die letzten Verwundeten des Tages miteinander in der Nacht gegen den Douaumont hin verschwunden, gab es schon wieder neue Verwundete und Tote.

Jedermann machte sich daran, sich von dem dicken Dreckpanzer zu befreien. Alles starrte von Lehm. Er war wie einzementiert in die Uniformen. Er klebte zwischen Kragen und Hals, er fand sich zwischen den Bändern der Wickelgamaschen, er hing lähmend an den Stiefeln, er bröckelte in allen Taschen und in den Rucksäcken, er umschmierte wie ein erstarrter, zäher Brei die Gewehre, die Pistolen, die Gasmasken. Mit Koch-

geschirren und Seitengewehren wurde er abgeschabt und abgekratzt. Dazwischen schrien Verwundete auf, schliefen erschöpft wieder ein, um gleich darauf wieder hochzuschrecken.

Eine Konservenbüchse durfte geöffnet werden, dazu aß man den harten Zwieback. Es dauerte nicht lange, so war diese zusammengeschossene, zermürbte, auseinandergesprengte Truppe wieder innerlich und äußerlich auf den Beinen und ganz in der Hand ihrer Führer. Rastlos krochen und schlichen und rannten die Offiziere von Mann zu Mann. Sie mühten sich, diese erschöpften Seelen wieder mit Zuversicht zu erfüllen, diesen todmüden Körpern Nahrung und Wasser zu verschaffen und diese mißhandelten Nerven wieder aufzurichten.

Es gelang. Es erhob sich sogar eine gute Stimmung. Die militärische Haltung war trotz ungeheurer Ermüdung innerhalb kurzer Zeit wieder tadellos, und die Anzeichen und Kennzeichen der Elitetruppe zeigten sich in Kleinigkeiten: die Meldungen waren straff, hart, klar und genau.

Nach Mitternacht begann das Artilleriefeuer in ihrem Rücken anzuschwellen, und die verhängnisvolle Wand aus Flammen und Rauch rückte langsam näher. Das Donnern und Krachen wurde wieder so laut, daß man nicht mehr zu flüstern brauchte, jetzt mußte man brüllen, um sich verständlich zu machen.

Plötzlich, von einer Viertelstunde zur andern, morgens gegen drei Uhr, flaute das Feuer ab, das Bersten und Schmettern wurde weniger ... und in den Ruinen von Fleury beugten sich Hunderte und Hunderte von grauen, blassen Gesichtern nach oben.

Starrten mit weit zurückgebogenen Stahlhelmen hinauf in den Himmel, lauschten mit einem unbeschreiblichen Gefühl der Zuversicht. Denn in dem schwächer gewordenen Lärm der Einschläge unterschieden sie jetzt deutlich, hoch über ihren Köpfen, ein seltsames, hohles, blechernes Rauschen, das sich von Osten nach Westen, gen Souville hinzog ... Gasgranaten, deutsche Gasgranaten!!!

Das deutsche Vorbereitungsfeuer hatte begonnen!!!

Welche Empfindungen die Männer zwischen den kümmerlichen Mauerresten von Fleury in diesen Minuten bewegten! Selig, mit weitgeöffneten Augen, mit gelösten Gesichtern, mit verkrampften Fäusten, zwischen Lachen und Weinen beinahe, preßten sie sich an die Ruinen.

Jetzt hatte die Hölle bald ein Ende.

Jetzt muß es bald soweit sein, daß sie hier aufbrechen konnten und angreifen, angreifen, angreifen!!!

Jetzt hörten sie Hunderte und Hunderte von deutschen Granaten von Osten nach Westen rauschen und Tausende und Tausende zogen hinterher, der ganze Himmel war angefüllt von ihnen, ein wunderbares, wundervolles Wurgeln, Seufzen und Zischen ohne

Aufhören bog sich hinüber nach Souville, und niemals wurde eine Artillerie von der Infanterie so gesegnet und vergöttert wie in diesen nächtlichen Stunden in den Mauerhöhlen von Fleury.

Das französische Feuer war ganz schwach geworden.

Nur einzelne schwere Geschütze schossen noch dumpf wie Paukenschläge aus weiter Ferne.

Die Männer in Fleury gerieten in einen Rausch, als ob sie die deutschen Batterien anfeuern wollten, schneller zu schießen, mehr zu schießen, toller zu schießen, erbarmungsloser zu schießen, mehr, mehr, mehr!!!

Und der tödliche Lärm im Himmel wurde in der Tat immer wilder, als ob die deutschen Artilleristen die grimmigen Wünsche sofort erfüllten. Wie ein siedender Orkan, wie ein einziger, sausender Luftstrom, der von Osten nach Westen jagte, so hörte es sich an.

Mit vorgebeugtem Leib hörten sie die immerwährenden Einschläge drüben in den Batterien hinter Souville herunterlärmen. Es war nicht das breite, brutale Schmettern, es war ein unheimliches, fahles, hohles, blechernes Zerspringen.

Ein gespenstiger Tod war da unterwegs zum Franzosen. In wortlosem Staunen lauschten sie, bis ein schrilles Kommando sie hochriß.

„Gasmasken auf!"

Wolken des eigenen Gases, vom leichten Nachtwind getrieben, kamen zurück, und es begann ein hastiges

Greifen und Zerren. Einige Gestalten schossen hoch. Sie hatten ihre Gasmasken verloren und rumpelten nun rasend durch die Ruinen, um bei Gefallenen Masken zu suchen. Es ging auf Leben und Tod innerhalb weniger Sekunden.

Im Schein der Leuchtkugeln sah jetzt der Leutnant nicht mehr die bekannten Züge seiner Leute, nicht mehr die vertrauten Augen, die Schnurrbärte, die Wangen, das Kinn ... nur noch die ausdruckslosen Fratzen der Gasmasken mit Glotzaugen und Rüsseln hockten herum.

Die Leuchtkugeln wurden immer mehr: rot, rot, rot.

Der Franzose schoß ohne Pause seine Hilferufe nach Sperrfeuer in die Nacht.

Schon sah der Leutnant in ihrem Schein einige Leute, die keine Maske gefunden hatten, zusammenbrechen, Schleim brach ihnen aus Mund und Nase. Armdick troff er herab. Andere taumelten noch in verzweifelter Hast umher, fallend, stürzend. Einige, die ihre Maske zu spät aufgesetzt hatten, krümmten sich und erbrachen in die Maske.

Niemand konnte ihnen helfen, niemand.

Dann wurde es allmählich kühl. Es wurde heller.

Im ersten Dämmern des Tages sah man die Umrisse der nahen Trichter auftauchen.

Nach einer Weile nahm der Leutnant seine Gasmaske ab und zog die Luft durch die Nase. Dann verstaute er sie in der Büchse. Es war keine Gefahr mehr.

Aber etwas anderes schien bedenklich: die französische Artillerie, die in den letzten Stunden von den deutschen Gasgranaten erschlagen und erstickt schien, begann rätselhafterweise wieder zu schießen. Mancher kurze, vielsagende Blick flog zwischen den „Leibern“ hin und her. Niemand machte eine Bemerkung. Keiner sprach aus, was er dachte. Aber jedermann wußte: das Gas hatte doch nicht in der so inbrünstig erhofften Weise bei Souville aufgeräumt.

Der Leutnant sah auf seine Uhr. Es war 5 Uhr 25. Und kaum hatte er den Mund aufgemacht, um seinen Männern zu sagen, daß jetzt, wenn sie pünktlich waren, die deutschen Batterien ...

Sie waren pünktlich. Beim Franzosen krachten wuchtig, schwer und berstend und langhinhallend die deutschen Einschläge, warfen ganze Wälder von Rauchbäumen auf und ließen die Erde in unzähligen Fontänen hochschießen.

In den Ruinen lauschten sie mit wilder Freude auf das Gewitter des deutschen Trommelfeuers. Das war die Sprache der Mörser von Ornes und von Gremilly, aus dem Fosseswald, der Hassouleschlucht und der Brûleschlucht.

Es kam der Augenblick, in dem der Kompanieführer zwei seiner Züge vorsichtig und behutsam von Erdloch zu Erdloch bis auf fünf Meter an die Franzosen herankriechen ließ. Den dritten Zug behielt er bei sich, um

beim Sturm mit ihm dort einzugreifen, wo der Nahkampf es erfordern würde.

Es war nicht einfach, jetzt bei Tageslicht unbemerkt bis an die Franzosen heranzukommen. Der Unteroffizier Luttenberger hatte erkundet, in welchem Trichter vor ihnen die Franzosen saßen.

Der Leutnant war mit elf seiner Männer lautlos in einen tiefen Krater gekrochen, dessen Wände so steil waren, daß man sich kaum an ihnen halten konnte. Das hatte seine Vorzüge, denn gegen Splitter war man ausgezeichnet geschützt. Es hatte aber auch seine Nachteile. Der Leutnant wußte, daß Kurzschüsse der eigenen Artillerie, da sie nur wenige Meter vom Franzosen entfernt lagen, hingenommen werden mußten.

Er wußte aber auch etwas anderes, was wichtiger war. Er wußte, daß sie aufpassen mußten mit jeder Faser. Denn in der kostbaren, unwiederbringlichen halben Sekunde, wenn das deutsche Trommelfeuer weiterspringen würde, innerhalb dieser halben Sekunde mußte er und mit ihm seine elf Männer und mit ihnen die ganze Kompanie, und mit der Kompanie das Bataillon dem Franzosen schon im Genick sitzen.

In diesem Sekundenbruchteil, wenn der Franzose zermürbt und betäubt von den wirbelnden Einschlägen, noch mit dem Gesicht an der Erde klebte und seinen Körper in den Boden drückte, dann mußten sie schon über ihm sein.

Noch starrten sie staunend und erschüttert hinauf in den Himmel. Ungeheuerlich! Das Trommelfeuer hatte sich zu einem rasenden, wütenden Orkan verdichtet. Und wenn sie einen schnellen Blick über den Trichterrand wagten, sahen sie dort eine undurchdringliche Flammenwand, lodernd, tanzend, springend, taumelnd, von Stichflammen durchjagt, von schwarzen Wolken durchtobt, von roten Leuchtraketen durchschossen.

Dann aber kam es, wie der Leutnant vorausgeahnt hatte: ununterbrochen schmetterten Schüsse der eigenen Artillerie in die Nähe. Die ausgeleierten Rohre, dachte der Leutnant gelassen. Sie mußten es hinnehmen.

Und sie nahmen es hin. Sie hatten Glück. Keine Granate zersprang in ihrem Trichter. Nur in die Nähe kamen welche. Diese überschütteten sie mit gewaltigen Lawinen aus Dreck, Lehm und Wasser. Ganze Kaskaden klirrten, spritzten und schossen auf sie herunter. Sie senkten tief die Köpfe, daß der Stahlhelm beinahe die Schultern berührte, sie umklammerten ihre Gewehre mit Armen und Beinen, um die Schlösser zu schützen, sie verkrochen sich in sich selber, machten sich so winzig klein, wie sie nur konnten, duckten sich unaufhörlich nach jener Seite, woher die Lawine kam. Kamen die Dreck- und Wasserstürze von rechts, duckten sie sich nach rechts, um den Schlick nicht in den Kragen und unter die Uniform zu bekommen, kam die Lawine von links warfen sie sich nach dorthin, und schließlich brüllte

einer, je nachdem, von welcher Seite der Drecksturz kam: „Links! .. Rechts! .. Links! .. Rechts! ..“ In diesem tobenden Orkan konnte der Franzose nichts hören.

Der Grund des Trichters wurde zu einer tiefen Pfütze, und die Pfütze wurde bald zum kleinen Weiher, und wenn die Dreckfetzen hineinhieben, wurden sie von oben und unten durchnäßt und durchdreckt, und nach wenigen Minuten waren sie wieder von oben bis unten Dreckklumpen.

Aber wie die Löwen verteidigten sie ihre Gewehrschlösser. Nur das Gewehrschloß nicht verdrecken lassen!

Als der Leutnant einen Blick auf seine Uhr warf, war es 7.40 Uhr! Noch fünf Minuten bis zum Sturm!

Er brauchte den elf Männern, die ihn anstarrten, keine Mitteilung zu machen, sie lasen es aus seinem Gesicht. Noch einmal tauchte er seinen Blick in die ihrigen. Ohne daß er ein Kommando zu geben brauchte, flogen die verschlammten Seitengewehre heraus und schnappten auf den Gewehren ein. Jeder der elf Männer säuberte in rasender Eile zum letzten Male das Gewehrschloß. — „Sieben Uhr dreiundvierzig!“

Jede Bewegung im Trichter erstarrte. Alle Blicke saugten sich an dem Offizier fest und alle Hände umkrampften die Waffen. Der Leutnant nahm seine Augen nicht mehr von dem langsam vorrückenden Uhrzeiger.

Sieben Uhr vierundvierzig ... sieben Uhr fünfundvierzig!!!

Ein Ruck ... ein Sichstrecken ... und schon funkelte die Stimme des Leutnants vom Trichterrand.

„Marsch ... Marsch ... Hurra!!!“

Und mitten hinein in den Feuerwirbel ... hinein in die berstende Hölle ... einen schnellen Blick nach rechts ... wie ein Mann stürzte eine lehmgraue Mauer, über der die Bajonette wie viele Blitze zuckten, durch die Trichterwüste vorwärts.

Wie ein Mann!

Wie eine einzige Mauer!

Die „Leiber“ waren nicht zerschlagen und ausgelöscht!

Die „Leiber“ stürmten!

In der linken Hand die Pistole, in der rechten Handgranaten, stürzte der Leutnant an den Trichterrändern entlang ... sah unten blaugraue Gestalten kauern, sich regen, liegen, knien, stürzen, sinken ... er rutschte in Trichter hinein, schoß um sich, kletterte wieder hinauf ... weiter ... rings um ihn her tobten Menschenknäuel aus Grau und Blau, die aufeinander einstachen, aufeinander schossen, miteinander rangen, aufeinander einschlugen ... Geschrei und Gebrüll aus heiseren Kehlen ... rings um ihn stürzten Franzosen, krochen auf dem Boden, wälzten sich, richteten sich wieder auf, brachen wieder zusammen ... stürzten auch „Leiber“, blieben liegen ... dazwischen der dumpfe Knall der krepierenden Handgranaten ... Rauchfetzen ... das alles rollte sich mit Sekundenschnelle ab.

Der Leutnant raste durch die aufgeweichten Schollen, als ob er über glatten Asphalt renne, tauchte in Trichtern und Erdlöchern unter und erschien wieder hoch am Rande, seine Pistole spie Flammen, die Handgranaten wirbelten hoch über die Köpfe hinweg in die nächsten graublauen Klumpen. Wo seine Leute waren, was seine Leute machten, ob sie bei ihm waren oder nicht... er kümmerte sich nicht darum... er wußte, daß sie da waren, jeder erledigte seine furchtbare Arbeit, einer wie der andere. Nur manchmal, wenn ein Franzose auf ihn anlegte und plötzlich zusammenbrach, merkte der Leutnant, daß er nicht allein vorwärtstobte, sondern daß Mann um Mann seiner „Leiber" neben ihm, hinter ihm irgendwo in seiner Nähe mit vorwärtsbrachen.

Sekundenlang sah er an der Südostecke der Ruinen von Fleury, die noch von Franzosen besetzt war, riesenhafte, am Boden entlangkriechende pechschwarze Rauchwolken und in der Finsternis dieser Hölle die ungeheuren, dunkelroten Stichflammen aus den Flammenwerfern... und sofort tauchten aus den Ruinen gespenstige Horden auf, anzusehen wie ein grauenhafter Traum: Haufen brüllender, wankender, lichterloh brennender Franzosen! Sie schossen blindlings um sich, sie stachen und hieben nach allen Seiten, sie taumelten hin und her und in ihrer Aufregung merkten sie noch nicht, daß sie von den Flammenwerfern gefaßt worden

waren. Auf ihrem Rücken brannten die Tornister wie Zunder, ihre blauen Mäntel loderten, von den Absätzen bis zum Genick unter dem Stahlhelm züngelten die Flammen, sie rasten umher, brüllten, manche liefen dahin als lebende Fackeln und sackten nach einigen Sprüngen zusammen, andere rannten schreiend und brennend, schießend und stechend weiter.

Der Leutnant sah seinen Kompanieführer in der Nähe zusammenbrechen, das Blut schoß aus seinem Halse, und ein „Leiber" beugte sich über ihn.

Der Leutnant fand sich plötzlich in einer wilden Schießerei mit vier Franzosen, die ihn umringten, betäubend grell krachten dicht vor seinen Ohren Schüsse... einer der Franzosen, der auf zwei Schritte auf ihn anlegte, sank wie ein Sack in sich zusammen, warum und wieso war nicht erkennbar... der Leutnant rannte an einen Trichterrand, zog Handgranaten ab, warf sie in ein brüllendes Rudel von blauen Gestalten, rannte weiter... an ihm vorbei stürzte der Gefreite Ritter... wieder einen Trichter hinunter, halb rutschend, halb fallend, halb laufend... wieder am jenseitigen Hang hinauf... und dann sah er ganz nahe das bläuliche Rauchgekräusel eines französischen Maschinengewehrs, hörte das fanatische Bellen dicht vor sich, er riß eine Handgranate vom Koppel, bückte sich, rannte auf das Maschinengewehrnest zu, zog ab, richtete sich auf, schleuderte die Handgranate und rannte hinterher.

Mitten im Lauf stürzte er, hob sich wieder hoch, um im vollen Schwung weiterzurasen, fiel wieder in den weichen Lehm, sah die Beine einiger Leute an sich vorüberjagen. Er wollte wieder aufstehen ... er fluchte ... und hatte plötzlich das Gefühl, als sei sein Bein eingeschlafen. In seinem linken Schenkel dröhnte es merkwürdig wie von einem gewaltigen Hammerschlag und gleich darauf rann ein Gekribbel durch seine Muskeln wie von tausend Ameisen.

Wieder wollte er hoch, und wieder ging es nicht. Mit verzerrtem Gesicht richtete er sich auf, es mußte gehen. Es ging nicht.

Außer sich vor Wut griff er an das Bein, drang mit der Hand in etwas Nasses, Warmes, zog die Hand zurück, sie troff von Blut.

Ach so ... dachte er. Er spürte nicht den geringsten Schmerz, er war nur grenzenlos überrascht. Ungläubig führte er seine Hand noch einmal und diesmal gründlicher an sein Bein, und jetzt fühlte er genau eine tiefe Wunde, so groß wie ein Handteller, vorsichtig betastete er die Verwundung ... und dann wußte er Bescheid.

Der Knochen zertrümmert.

Jetzt dämmerte es ihm. In dieser Minute einer klaren Überlegung, die wie hundert Ewigkeiten lang zu sein schien, kam er mit sich ins reine: es war aus mit ihm für diese Schlacht.

Nachdenklich sah er nach vorne. Die letzten Leute der Sturmtruppe verschwanden in den brandroten Rauchfetzen. Die Feuerwalze hörte er weiter wandern. Der Lärm des Nahkampfes, die Schläge der Handgranaten, das Gebell der Maschinengewehre, die Schreie . . . alles war weiter gewandert.

Mühselig zog er sich an den Rand des nächsten Trichters und ließ sich langsam hinuntergleiten.

Er spürte, daß sein Bein kraftlos war, schwer wie ein Zentnergewicht und leblos wie Blei. Dazu fiel es mit dem lehmbeklumpten Stiefel ganz merkwürdig haltlos nach links weg, als ob es gar nicht mehr zu ihm gehöre. Er konnte sich nicht aufrichten, es war ganz unmöglich und jetzt begann das Bein zu schmerzen.

Manchmal hob er den Kopf und lauschte. Der Kampflärm hatte sich verzogen.

Jetzt, dachte er müde, jetzt liege ich also ungefähr zweihundert Meter außerhalb der Ruinen von Fleury.

In seine Überlegungen hinein schnitten plötzlich scharfe, unmenschliche, unerbittliche Schmerzen. Jetzt erst besann er sich auf die Verbandpäckchen, die in seine Rockflügel eingenäht waren. Eilig riß er das Futter auf. Die tastende Hand geriet an die Verwundung und entdeckte, daß die Wunde hoch am Oberschenkel lag, geradezu in der Hüftbeuge, ein Blutstrom, mit Knochensplittern vermischt, schoß dort in seine Hand. Das allerdings . . . das änderte die Sache. Einen Augen-

blick lang dachte er an den Gummischlauch, der im Rucksack verstaut war für solche Fälle, mit dem konnte man das Bein abbinden.

Abbinden? Es fiel ihm ein, daß es gar nicht möglich war, das Bein abzubinden, die Wunde lag zu hoch. Es ging nicht. Die Wuude war in der Leistengegend, wie hätte man dort abbinden können? Überdies waren die beiden Verbandpäckchen viel zu dürftig für dieses Loch im Oberschenkel.

Und deswegen, dachte er langsam, deswegen werde ich hier verbluten. Und als ob er mit diesem Gedanken jegliche Beschäftigung mit sich abgeschlossen hätte, begann er plötzlich aufgeregt zu werden, eine fressende Unruhe packte ihn und trieb ihn hoch. War der Sturm gelungen oder nicht?

Er vergaß seine schwere Verletzung und begann, so eilig er es vermochte, am steilen Hang hinaufzukriechen. Mit allen Fingern krallte er sich in das weiche Erdreich und schob sich Zentimeter um Zentimeter aufwärts. Das gelähmte und zerschmetterte Bein zog er hinter sich her, vor Erregung spürte er es nicht.

Nach unendlich langer Zeit war er oben angekommen und vermochte über den Rand zu sehen. Er konnte nicht viel wahrnehmen. Aber, was er sah, schüttelte ihn vor Freude: auf etwa sechshundert Meter Entfernung, auf dem Souvilleberg hieb die deutsche Feuerwalze mit feurigen Pranken Raum vor sich her.

Also war der Sturm wohl gelungen!

Der Leutnant starrte mit fiebrigen Augen unentwegt in die zuckende und tanzende Flammenwand, aber auf einmal war nur noch gelber Lehm vor seinen Blicken, er war tiefergerutscht, ohne es zu merken. Er versuchte mit äußerster Anstrengung, sich oben zu halten, aber unter seinen klammernden Händen gab der weiche Lehm immer wieder nach, er glitt unaufhaltsam hinunter. Die rasenden Schmerzen, die jetzt wieder über ihn herfielen, brachten ihn dazu, zu versuchen, das verwundete Bein mit dem gesunden zu stützen. So glitt er tiefer und eine breite Blutspur, die oben am Trichterrand, wo er gelegen hatte, begann und unten am Wasser, wo er jetzt zu Tode erschöpft lag, aufhörte, bezeichnete den Weg, den er zurückgelegt hatte.

Diesmal war er bis ins Grundwasser gerutscht. Indessen seine Beine bis zur Hälfte der Wickelgamaschen schon von dem schmutzigen Wasser bedeckt waren, hielt er mit beiden Händen seine Wunde zu, damit, wenn auch seine Hüfte ins Wasser glitt, möglichst wenig Schmutz in die Wunde käme.

Als er zum Rande hinaufsah, erblickte er dort zwei Beine in blaugrauen Hosen bewegungslos herunterhängen. Wie sie dort hingekommen waren und ob sie schon vorhin dort gehangen hatten, er wußte es nicht.

Er wurde matter.

Wie lange er so lag und blutete, auch das wußte er

nicht. Es konnte eine Stunde, es konnten zwei Stunden, es konnte auch noch länger gewesen sein.

Plötzlich fuhr er auf. Ein Mann aus dem 3. Zuge seiner Kompagnie, den er dem Gesicht nach kannte, fiel in den Trichter, schlug um sich, wirbelte unten einige Male um sich selber, stürzte in die Pfütze, richtete sich auf und starrte den Offizier entgeistert an.

Dann schrie er heiser: „Jetzt hab i grad den Herrn Kompanieführer gesehen und schon tot!" Und wie von einer Faust hochgerissen, schnellte der Mann wieder den Trichterhang hoch und war verschwunden. Da ist einer irrsinnig geworden, dachte der Leutnant. Er besann sich vergeblich auf den Namen des Mannes.

„Wie steht's vorne?" fragte er laut und als er keine Antwort bekam, sah er verwundert um sich. Er war allein. Und jetzt erst fiel ihm ein, daß der Mann ja sofort wieder hinausgesprungen war.

Dann spürte er, daß er immer tiefer glitt. Auch die blaugrauen Beine da oben kamen immer tiefer herunter. Der ganze Trichter schien zu rutschen und in ständiger Bewegung zu sein.

Erbarmungslos und grauenhaft wurden jetzt die Schmerzen. Er preßte seinen Kopf in den schmierigen Lehm und für lange Zeit bestand sein ganzer Körper und seine ganze Seele nur noch aus den wühlenden Messerstichen, den fliegenden Hitzewellen und den zuckenden Kälteschauern, die von der Hüfte aus ohne



In den Erdlöchern vor Souville. Im Hintergrund das Fort



Sperrfeuer vor Fleury

Aufhören durch alle seine Glieder jagten. Manchmal schien es ihm, als ob sein Kopf allein, losgelöst von dem Leib, am Boden läge. Manchmal verschwammen die Schmerzen in einem dumpfen Halbbewußtsein.

Er kam wieder zu sich. Verbinden kann ich mich nicht, überlegte er. Und ob jemand mich hier findet, ist mehr als fraglich. Ich liege abseits. Und wenn mich jemand finden würde, könnte er mir kaum helfen. Der Ausschuß ist riesengroß. Entweder war es ein Granatsplitter oder ein Querschläger. Jedenfalls war der Knochen zersplittert, im Hüftgelenk zersplittert. Den Sturm aber ...

Jede Sekunde des Sturmes lebte jetzt wieder in ihm auf. Sein Herz begann wild zu hämmern. Es geht nichts in der Welt, nichts in der Welt über die „Leiber", dachte er. Dann schloß er die Augen. Ich habe dazu gehört, dachte er weiter, und ein sonderbares, nie erlebtes, überirdisch schönes Gefühl von Stolz und Zufriedenheit überwältigte ihn. Ich habe meinen Teil getan, sang es in ihm, ich habe meinen Teil getan.

Er öffnete wieder die Augen und starrte in den Ausschnitt des Himmels, der von der Öffnung des Trichters eingerahmt wurde.

Er lag ganz ruhig. Sogar die wütenden Schmerzen, die ihn jetzt wieder in die Wirklichkeit zurückzerrten, hatten keine Macht mehr über seinen Geist. Niemals war er so sehr, so unbedingt und so rücksichtslos Soldat gewesen, wie in diesen Stunden, da er als ein hilf-

loses Bündel verlassen in einem Erdloch lag. Mit der fanatischen Übertreibung seiner neunzehn Jahre überprüfte er genau und sachlich seine innere und äußere Haltung während des furchtbaren Anmarsches, während der grauenhaften Stunden des Wartens und während des unbeschreiblich herrlichen Sturmes. Es blieb kein Zweifel übrig: er hatte seinen Teil getan.

Und unmittelbar schweiften seine Gedanken ab und Bilder aus der Kinderzeit und der Heimat liefen vorüber. Der gegenüberliegende Trichterhang mit den leblos hängenden Beinen des gefallenen Franzosen wich zurück, verschwamm und der ruhige, blaue Spiegel des Starnberger Sees breitete sich dort aus, umringt von den zarten Farben der oberbayerischen Landschaft, durchweht von der reinen Luft, der Höhenzug vom Peißenberg mit der weißen Kirche schimmerte in der Sonne, die Glocken am Sonntagmorgen, Musik, die alten, fröhlichen Lieder ... eine rasende Sehnsucht machte ihn plötzlich atemlos.

Er richtete sich auf den Ellenbogen auf und der peitschende Lebenswille, der ihn durchschüttelte, ließ ihn beinahe ohnmächtig werden.

Dann begann er zu grübeln. Ob der Unteroffizier Luttenberger noch lebte? Der Gefreite Ritter, der Lohr, der Geiger, Franz, Tromeder, Eder? Ob sie den Kompanieführer verbunden hatten? Überhaupt möchte er wissen, was mit seinem Zuge los ist.

Und indessen er in einiger verwirrter Verwunderung, daß man ihn darüber im unklaren ließ, versunken war, verschwammen seine Gedanken von neuem und tauchten wieder die lockenden Bilder der Heimat auf. Und strahlender und leuchtender als zuvor lag der See wieder vor seinen weitgeöffneten Augen.

Er wurde eiskalt vor Entschlossenheit, leben zu bleiben und das alles wieder zu sehen. Und dieser jähe Strom wildester Energie machte ihn plötzlich völlig klar.

Er lauschte. Weit weg rumorte und rumpelte der Lärm der Schlacht. Nur in der Nähe seines Trichters, oben in der Wüste um Fleury, zersprangen einige Granaten. Also sind die Franzosen, dachte er, durch den Sturm völlig umgeschmissen, ihre Batterien haben keine genauen Ziele mehr, sie tasten wahllos in die Gegend.

In diesem Augenblick fiel vom Himmel herunter eine Lehmgestalt, überschlug sich, richtete sich wieder auf und blieb stehen. Die Gestalt hielt den einen Fuß merkwürdig steif und unbeholfen von sich weggestreckt und der Leutnant sah, daß dort ein blutiger Klumpen hing. Der Vorderfuß war weggeschossen.

„Ritter!“ brüllte der Leutnant.

Es war der Gefreite Ritter. Aus erdfahlem Gesicht starrte er seinen Zugführer an, dann rutschte er auf den Knien dicht herbei, umschlang den Offizier und versuchte, ihn aus der Blutlache, in der dieser lag, herauszuzerren.

„Is schwar, Herr Leutnant?“ stotterte er besorgt. Von seiner eigenen schweren Verwundung sprach dieser Mann nicht.

Der Leutnant sprudelte hastig: „Ritter, wie steht's vorne? Sag was! Wie weit sind wir gekommen? Was macht die Kompanie? Haben wir Souville?“

Und indessen der Gefreite behutsam den Körper des Leutnants um die Hüfte faßte und ihn aus der Blutlache schob, antwortete er stammelnd: „Guat is gangen, Herr Leutnant! D' M-Räume san scho unsa. Und mir san weit drüber naus. Aber z'wenig Leut san mir halt, viel z'wenig! I moan, von da Ersten san net mehr als zehn Mann vorn.“

„Die M-Räume haben wir!“ wiederholte der Leutnant versonnen. „Und weit darüber hinaus sind wir! Sag noch was!“ Es wurde dunkel vor seinen Augen.

Der Gefreite Ritter schüttelte ihn sanft. „Jetzt möcht i Eahna verbinden!“

Und dieser Treueste der Treuen, selber zitternd vor Schmerzen, fand eine Erleichterung für den Schwerverwundeten, dereu sich kein Sanitäter hätte zu schämen brauchen: er formte einen Klumpen aus Lehm und klebte diesen vorsichtig unter das zerschmetterte Bein, damit es höher liege, Ruhe habe und nicht immer zur Seite fiel. Dann beugte er sich über die Wunde.

„Da hat's Eahna schwar dawischt“, sagte er still,

„für dös Loch langen ja koane zehn Verbandpackerln! I hol jetzt no oa von die Toten!“

Er richtete sich auf und jetzt erst konnte der Offizier aus der Nähe die fürchterliche Verletzung des Mannes sehen. „Du bleibst da!“ brüllte er ihn an.

Der Gefreite schüttelte den Kopf. Dem Offizier wurde wieder schwarz vor den Augen, so heftig überfielen ihn von neuem Schmerzen und Schwäche.

Als er die Augen öffnete, war er allein. Er fühlte, daß sein Körper langsam ausblutete und lahm wurde.

„Die M-Räume! — —“ stieß er zwischen zusammengebissenen Zähnen flüsternd hervor, „und weit darüber hinaus sind wir!“

In der Nähe donnerten Einschläge und er sah in Gedanken den Gefreiten Ritter mit seinem abgeschossenen Fuß durch die Trichterwüste klettern, rastlos, eilig, gewissenhaft, um Verbandmaterial zu suchen.

Mitten in diesen halb bewußtlosen Vorstellungen tauchte das graue Gesicht von Ritter wieder vor ihm auf. Es triefte von Schweiß. In der linken Hand hielt er einen Haufen deutscher und französischer Verbandpäckchen. Er legte sich neben den Offizier, schnitt mit seinem Hornmesser oben und unten die Hose auf und band sie ringsum fest, er stopfte das gesamte Verbandmaterial in den Ausschuß. Dann kroch er wieder eilig den Hang hinauf und rief zurück, er wolle zusehen, daß er jemand fände.

Aus verschleierten Augen sah ihm der Leutnant nach. Der Blutverlust hatte ihn ermattet. Er wollte rufen, aber er brachte keinen Ton aus der Kehle.

Der Gefreite Ritter kam nicht wieder.

Es verging eine Stunde, er kam nicht wieder.

In den matten, verwischten Gedanken des Leutnants lebte seine Gestalt, sein Gesicht und seine Stimme als eine Erscheinung, die unauslöschlich in die Erinnerungen seines Lebens fortan eingegraben bleiben sollte. —

Inzwischen rutschte er immer tiefer. Er konnte sich nicht dagegen wehren. Der Lehmklumpen, der ihm Erleichterung gebracht hatte, war längst zur Seite geglitten und unerreichbar für seine Hände. Das verwundete Bein fiel wieder zur Seite, kippte wie ein Stück Holz um und lag nun verdreht neben ihm. Höllische Schmerzen tobten durch alle Glieder. Die Versuche, das Bein aufzurichten und zurechtzulegen, waren vergeblich.

Oben in der übrigen Welt nahm das Feuer zu. Die Einschläge in der Nähe und in der Ferne häuften sich und der Himmel verdüsterte sich immer mehr unter den schwarzen Rauchschwaden, die über die Trichteröffnung wehten. Der Leutnant nickte vor sich hin.

Jetzt war eine neue Situation für ihn gekommen. Ritter kam nicht wieder. Und wenn an diesem Mann auch nur eine Faser leben würde, wäre er wieder gekommen. Also war er von neuem verwundet oder er

war tot. Das Artilleriefeuer nahm zu. Das alles hieß, daß es Zeit war, zu kapieren, wie es um ihn stand.

Es war aus. Und es war nicht nur für diese Schlacht aus, sondern für immer. Er war bereit, es mit jener Gelassenheit hinzunehmen, mit der er viele Männer hatte sterben sehen.

Im Niederdonnern eines nahen Einschlages erschien plötzlich oben am Trichterrand ein blaugrauer, flacher Helm, die Gestalt eines Franzosen im flatternden Mantel tauchte auf, rumpelte herunter und hinter ihm her torkelten zwei andere. Einer hatte das Gesicht verbunden und im Herunterrutschen starrten sie den Offizier an und brüllten: „Wo geht's nach dem Douaumont?"

Der Leutnant hob die Hand und deutete hin. Im übrigen sah er ihnen ziemlich gleichgültig zu. Gefangene, überlegte er, die sich selber überlassen und nach dem Douaumont geschickt worden waren.

Sie starrten von Dreck, Lehm und gelber Pikrinkruste. Hastig machten sie sich daran, wieder herauszuklettern und weiterzulaufen, sprachen miteinander, keuchten, zögerten, blickten zurück und dann kletterten sie wieder herunter und knieten sich um ihn herum nieder.

Einer von ihnen, mit einem vollen, blassen Gesicht und einem blonden Vollbart, neigte sich über den Offizier. „Sie sind verwundet, wie?"

Der Leutnant sah sie wortlos an. Sie betrachteten ihn unschlüssig, dann rannte einer an den Rand hin-

auf, spähte hinaus, duckte sich vor einem nahen Einschlag und schrie herunter: „Der Douaumont ist noch sehr weit von hier?"

Der Leutnant nickte. Seine Pistole lag griffbereit auf dem Bauch, aber er dachte keinen Augenblick daran, daß er sie gebrauchen müßte. (Der Gefreite Ritter hatte sie auf seinen Wunsch zurechtgelegt — für alle Fälle.) Er war längst in einem anderen Lande, im Lande des Fiebers und der Schmerzen und des halben Traumes.

Zu dreien knieten sie jetzt wieder bei ihm. Krachte eine Granate in der Nähe und warf Erdschollen herein, duckten sie sich mit ihren Körpern über ihn und er konnte ihre Gesichter genau betrachten. Es waren Gesichter einer anderen Rasse, aber sie trugen verwandte Züge, die harten, grauen, vertrauten Züge des Frontsoldaten, darinnen die dunklen Augen lebhaft funkelten und die schmalen, farblosen Lippen erstaunlich weiche, gleitende Worte formten.

Endlich schienen sie mit sich und diesem deutschen Offizier im reinen zu sein. Einer zog einen Strick aus seiner Manteltasche, entwirrte ihn mühselig und dann banden sie zusammen das kranke Bein vorsichtig an das gesunde. Der Blondbärtige schrie einen seiner Kameraden an und der kroch eilends aus dem Trichter, verschwand und kam nach einigen Minuten wieder, eine Zeltbahn hinter sich her schleppend.

Sie hoben den Leutnant auf. Einer faßte seinen

Kopf, die beiden anderen seine zusammengebundenen Beine, um ihn in die Zeltbahn zu betten. Da aber Kopf und Beine auf diese Weise hoch lagen, wurde die verletzte Hüfte gekrümmt, die zersplitterten Knochen bohrten sich in das wunde Fleisch, der Leutnant stöhnte auf.

Sie setzten ihn wieder ab und der Blondbärtige sah ratlos nach dem Verband.

„Ohlala", entfuhr es ihm erschrocken, „das ist eine unschöne Geschichte." Er entstöpselte seine Feldflasche mit den zwei Zipfelöffnungen und gab ihm zu trinken und was jetzt durch seine Kehle rann, war Pfefferminzschnaps, der wie Feuer durch die Glieder sprang.

In diesem Augenblick sah der Leutnant wie unwirklich den Gefreiten Ritter am Trichterrand auftauchen, sein Gesicht war von Schmerz verzerrt. Er redete nichts, sondern sah wortlos zu, was die drei Franzosen mit seinem Leutnant unternahmen, nur seine fiebrigen Augen verfolgten jede ihrer Bewegungen.

Dann klaubten die drei ihm den gröbsten Dreck von den Stiefeln, einer schwang sich seinen Rucksack auf den Rücken und jetzt hoben sie ihn vom Boden auf, legten ihn in die Zeltbahn und begannen, die Trichterwand zu ersteigen. Der Leutnant spürte, wie sie bei jedem Schritt tief mit der Last in das weiche, schlüpfrige Erdreich einsanken. Oben angekommen, schob er die Zeltbahn etwas zur Seite und nun, zum ersten Male nach Ewigkeiten, erblickte er wieder das Schlachtfeld.

Da war sie wieder, die gelbe, von Erdwellen erstarrte Todeswüste mit den wehenden schwarzen und weißen Rauchfahnen, mit den fahlen Trichtern ohne Zahl, mit dem nahen und fernen Schmettern der Einschläge, die Fontänen in den Himmel warfen und wie aus Springbrunnen zahllose dunkle Schollen herunterprasseln ließen. Er sah die feurigen Ballen der Brennzünder über der Erde zerspringen und pechschwarze Wolken wachsen, sich verzetteln und auflösen.

Er ließ seine Blicke wandern und wohin sie auch trafen, sahen sie Tote. Zusammengekrümmt zu runden Bündeln oder langausgestreckt, auf dem Rücken schlafend oder mit ausgebreiteten Armen, das Antlitz auf der Erde, manche kniend wie fromm in sich versunken, andere friedlich auf der Seite schlummernd, den Kopf in der Armbeuge, viele dicht nebeneinander, Freund und Feind ... und überall entdeckte er die mächtigen Gestalten der bayerischen „Leiber" zwischen den schmäleren der Franzosen ... ein erstarrter, schweigender, fahler Friedhof, darinnen es weder Kreuze noch Gräber gab und wo die Verstorbenen im Angesichte des Himmels und der Erde aufgebahrt schliefen.

Bei einer Schwenkung der Zeltbahn erblickte der Leutnant Souville, das Ziel des Angriffs von heute morgen. — Souville!

Wenn zwischen den einzelnen Einschlägen, die in die Nähe kamen, eine kurze Pause eintrat, hörte er deut-

lich und erregend von Souville her Knattern von Gewehrfeuer und Kläffen von Maschinengewehren. Waren die „Leiber" schon im Fort? Waren sie schon im Kehlgraben, schauten sie schon auf Verdun hinunter?

Bei einer neuen Drehung der Zeltbahn verschwand das Fort aus seinem Gesichtskreis und auf die Frage der Franzosen, wo nun der Douaumont liege, streckte er seine lehmige, blutbekrustete Hand heraus und zeigte hin.

Zuerst mußten sie sehen, daß sie, so schnell es möglich war, nach Fleury zurückkamen. Die Ruinenreste waren auf einer Erdwelle zu sehen, sie rauchten immer noch und nach dorthin wanderten auch die vielen Verwundeten, die von allen Seiten, trichterauf und trichterab über das Schlachtfeld wankten, humpelten, krochen, liegenblieben, sich wieder aufrafften ... weiterhumpelten. Der Leutnant schaute ihnen aus seiner Zeltbahn heraus abwesend zu, er sah das alles wie aus einer dicken Glasglocke heraus, unwirklich und undeutlich.

Sie kamen nicht rasch vorwärts, es war unmöglich. Kamen die Granatbrennzünder in die Nähe, sprangen die Franzosen mit der Zeltbahn in den nächsten Trichter hinein, rumpelten hinunter und dem Leutnant war es, als ob sein Leib in tausend Stücke dabei zerrissen würde.

Manchmal jagten sie auf der Flucht vor Einschlägen mit ihm über die Lehmberge und zogen die Zeltbahn auf dem Boden hinter sich her, manchmal warfen sie

den Verwundeten im niederbrüllenden Donner eines Einschlages einfach zur Erde, ließen ihn liegen und preßten sich blindlings in das nächste Loch, zuweilen knickte einer plötzlich in die Knie und ließ eine Ecke los, dann wieder nahmen sie sich zusammen und trugen ihn eine Strecke lang sorgsam ... um ihn beim übernächsten schmetternden Brennzünder wieder fallen zu lassen oder ihu wie ein Stück Holz mit sich in einen Trichter zu reißen.

Aber das Schmerzensbündel, das in der Zeltbahn lag und von Martern zerfleischt wurde, loderte unaufhörlich von Energie und Lebenswillen. Von dem Augenblick an, da die drei wackeren Franzosen mit ihm aus dem Trichter gestiegen waren, mußte er grauenhafter leiden als jemals in den Stunden zuvor. Aber, was auch die drei Männer ihm ungewollt an Leiden zufügten, was sie auch mit der Zeltbahn in der Schrecksekunde machten — immer wieder nahmen sie ihn auf, immer wieder kehrten sie zu ihm zurück, immer wieder bepackten sie sich mit der schweren Last, immer wieder redeten sie ihm zu, immer wieder steckten sie ihm die Flasche mit Pfefferminzschnaps in den blutleeren Mund.

Und indessen über das Gesicht des Leutnants unaufhörlich der kalte Schweiß troff, indessen das Blut unter ihm schwappte ... wußte er kraft einer unumstößlichen Zuversicht, daß er zurückkommen werde.

Die Vorstellung quälte ihn nicht, daß die drei ihn

liegen lassen würden und ohne diese schreckliche Belastung verschwinden. Sie hätten es tun können. Niemand war da, der sie hätte deswegen zur Rechenschaft ziehen können. Nicht einmal ihr eigenes Gewissen hätte sie belastet, denn was die drei hier taten, ging über jede Pflicht weit hinaus. Ohne diese Last hätten sie sich ihren Weg leichter und schneller durch Löcher und Trichter suchen können. Aber sie verbanden ihre drei Leben mit diesem einen, um dieses eine, das ohnehin nur noch ein halbes Leben war, zu retten.

Wieder zersprang eine Gruppe schwerer Granaten, mit denen die französische Artillerie die ganze Landschaft zwischen Souville und dem Douaumont zerschlug, in der Nähe des armseligen Transportes. Wie von einer Riesenfaust zur Seite geschleudert, wirbelten die drei in den nächsten Trichter, die Zipfel der Zeltbahn glitten aus ihren Händen, der Leutnant stürzte heraus und mußte sich mit allen Kräften am halben Hang des Trichters festklammern, um nicht in das Grundwasser zu stürzen. Endlich kamen sie an den Resten der Ruinen von Fleury vorüber.

Jetzt kam der Todesweg nach dem Douaumont.

Kaum hatten sie Fleury hinter sich, als mit wütendem, fauchendem Bersten zwei Meter schräg hinter ihnen ein Granatbrennzünder zersprang. Er krepierte so nahe, daß sie sich wie im Zentrum einer Stichflamme fühlten. Der Blitzschlag blendete ihre Augen, das

Schmettern hieb ihnen in die Trommelfelle und sie waren sekundenlang eingehüllt in eine pechschwarze, flammende Wolke.

Der Leutnant stürzte aus der Zeltbahn zu Boden.

In den Rauchwirbeln sah er einen der Franzosen langausgestreckt liegen und mit den Beinen um sich schlagen. Sein Hals war von einem Splitter aufgerissen. Die beiden anderen knieten neben ihm, und der Blondbärtige nahm den Kopf des Verwundeten in seine Arme. Dann lag der Mann still. Er war tot.

Die beiden Franzosen setzten sich neben ihn. Sie hatten die Köpfe tief gebeugt, daß der Leutnant nur ihre flachen, blauen Stahlhelme sah.

Er war sich klar, was jetzt geschehen würde. Bis dahin war er überzeugt gewesen, daß sie niemals daran gedacht hatten, ihn liegen zu lassen. Jetzt aber konnte ihnen nichts mehr zugemutet werden. Trotz seines eigenen Zustandes beobachtete er genau, wie grenzenlos ermattet sie waren. Sie konnten einfach nicht mehr imstande sein, ihn weiter zu schleppen. Sie waren an Leib und Seele kaputt und erledigt, zu Tode erschöpft und zu Tode entmutigt.

Als sie sich aufrichteten, tauchten ihre Blicke in die des deutschen Offiziers, es waren erloschene Blicke aus versteinten, erdfahlen, bebenden Gesichtern. Wortlos krochen sie zu ihm heran, kippten das Blut aus der Zeltbahn und legten ihn behutsam hinein.

„Danke, Kameraden", sagte der Leutnant still.

Der Blondbärtige nickte ihm zu und nahm den Anlauf zu einem ermutigenden Lächeln, aber es wurde ein kümmerliches und armseliges Lächeln.

Dieser letzte Sturz machte dem Leutnant bittere Sorgen. Von jetzt ab hielt er beide Arme krampfhaft über den Stahlhelm gepreßt und klammerte seine Finger mit aller Kraft ineinander. Er tat das nicht, um sich zu schützen. Aber es mußte jetzt bald so weit sein, daß sich Finsternis über seine Augen senkte und er ohnmächtig wurde. Und niemand, am wenigsten er selber, konnte voraussehen und von dieser drohenden Dunkelheit sagen, ob sie nur vorübergehend oder für immer sein würde. Deswegen wehrte er sich unter Aufbietung seiner letzten Willenskraft dagegen, auf diesem Wege ohnmächtig zu werden.

So wanderten sie durch die Wüste, über die Hochfläche der Côte Lorraine, dieser ungeheuren Sterbelandschaft, zurück aus der Schlacht, drei Frontsoldaten, zwei Blaue und ein Grauer, zwei noch unversehrte und ein beinahe Sterbender.

Jedermann, der diese von feurigen Sensen durchmähte Landschaft zu durchwandern hatte, schmiegte sich der Erde an und schlich gebückt, schmuggelte sich von Erdloch zu Erdloch und schnellte sich von Trichter zu Trichter, machte sich dem Wurme gleich, der in der Erde

hauste ... der Leutnant aber schwebte einen Meter über der Erde, durch ein lächerliches Tuch getrennt von den Stahlkloben und Eisenfetzen, die hier umhersprangen, ungeschützt, unbehütet, unfähig, sich zu verkriechen, und die beiden Männer, die ihn trugen gingen aufrecht, langsam, ungeschützt und unbehütet mit ihm.

Die beiden handhabten die Zeltbahn vorsichtiger, denn sie mochten aus dem leichenblassen, von Schmerzenslinien durchschnittenen Gesicht des Offiziers ahnen, was er litt. Sie unterwarfen sich der ungeheuren Überwindung, sich mit der Zeltbahn sanfter und behutsamer hinzulegen, wenn ein Einschlag heranwühlte.

Sie wanderten jetzt auf eine Feuerwand zu, die zwischen ihnen und dem Bahndamm zuckte. Es gab keinen Ausweg und keinen Umweg, in diese berstende Wand und durch sie hindurch führte der Weg. Es war Sperrfeuer, das der Franzose zwischen den Douaumont und Souville legte, um die deutschen Sturmtruppen abzuriegeln. Dahinein ging es, trichterauf und trichterab.

Drei Stunden lang schlichen, keuchten, stolperten, torkelten und fielen die beiden mit der Zeltbahn mitten durch den tausendfachen Tod. Und der Tod tanzte hier einen solchen Tanz, daß sie keine Zeit mehr hatten, den Schwerverwundeten sorgsam zu behandeln.

Hundertmal wohl wiederholte sich immer wieder dasselbe: überfiel sie ein Flammenwirbel auf dem Grat zwischen zwei Trichtern (und weil die Landschaft



Nach dem Feuerüberfall



Zerschossene Grabenstreiche des Forts

NACH 20 JAHREN



Gefreiter Josef Ritter,
heute Ladeschaffner am Bahnhof München-Mittersendling



Leiber Martin Marsmann,
heute Oberscharführer bei der SA-Brigade 85/München



„Der Leutnant"

(Aufnahmen aus dem Jahre 1936)

nur aus Trichtern bestand, befanden sie sich immer auf dem Grat zwischen zwei Trichtern) ... ließen sie die Zeltbahn mit ihrem Inhalt in den Trichter rollen, und sie selber sprangen in den andern, um den Verwundeten beim Hinunterspringen nicht noch zu verletzen. Lange lag der Leutnant allein, die beiden blieben verschwunden. Und immer fand er sich von neuem damit ab, daß sie nicht mehr wiederkommen würden.

Warum sollten sie wiederkommen? Für sie war die Schlacht und der Krieg, wenn sie glücklich hinter der deutschen Front ankamen, zu Ende. Sollten sie nun angesichts dieser Hoffnung immer wiederkommen? Wozu? Um mit der halbgestorbenen Fracht, die sie trugen und mit der sie langsam und aufrecht dahinkrochen, jede Granate anzulocken und jeden sausenden Splitter herauszufordern? Es war ja ein Irrsinn, was sie da unternahmen!

Warum sollten sie wiederkommen? Sie hatten das Menschenmöglichste versucht. Sie hatten eine bewunderungswürdige Haltung, eine überwältigende Treue und einen sich selbst verleugnenden Heroismus gezeigt. Sie hatten etwas getan, was ihnen nur Gott vergelten konnte, Menschen konnten das nicht vergelten. —

Und jedesmal unter den Dutzenden Malen, wenn die Einschläge verraucht waren, tauchte hoch oben am Trichterhorizont zuerst der Blondbärtige auf, gleich hinter ihm der andere, sie kletterten keuchend herunter,

wischten sich die Schweißbäche aus den Augen, kauerten sich neben ihm nieder, murmelten bedauernd ihr Ohlala, gaben ihm Pfefferminzschnaps, legten ihn in die Zeltbahn und begannen den Passionsweg von neuem.

Bisweilen, wenn sie von Granaten gejagt worden waren, und unschlüssig nachher stehenblieben, weil sie die Richtung verloren hatten, streckte der Leutnant seine Hand aus der Zeltbahn und wies ihnen den Weg. Er hätte den Weg im Schlaf gefunden. Seine geschulten Augen fanden winzige Anzeichen, eine kaum sichtbare Bodenwelle, eine ferne verschwommene Kuppe, irgendeinen Trichter ... und überdies leitete ihn jene überirdische Zuversicht, die ihm unaufhörlich versicherte, daß er zurückkommen würde, und also war ihm auch in diesen Stunden die Gnade gegeben, untrüglich den Weg zu finden. Bei einer Rast fragte er den Blondbärtigen: „Woher seid ihr?"

„Aus der Bretagne!" In der Bretagne, dachte der Leutnant, da sind sie zu Hause. Und ich bin am Starnberger See daheim. Am Starnberger See!

Bisweilen legten sie ihn in ein Erdloch, öffneten die Zeltbahn und zogen das verletzte Bein etwas auseinander, damit die Knochenenden sich nicht allzu heftig stießen. Das Bein war heiß, als ob es glühte.

Bisweilen, wenn Einschläge wieder zu Sprüngen in einen Trichter zwangen, legten sie den Leutnant, so schnell es ging, auf Leichen, die am Hang lagen, damit

er vor dem Hinunterrutschen bewahrt blieb. Gefallene lagen hier überall, frische und alte. In jedem Trichter lagen sie, in jedem.

Es war zwischen drei und vier Uhr nachmittags geworden. Immer noch wateten die beiden Franzosen mit der schweren Last mühselig durch den tiefen Schlamm. Der Leutnant kämpfte im Dunkel der Zeltbahn einen erbitterten Kampf mit der drohenden Ohnmacht. Der Blutverlust hatte ihn so schwach gemacht, daß er nur unter unsäglicher Anstrengung die Hand hinausstrecken konnte, wenn er wieder einmal die Richtung angeben mußte.

„Wo ist Ritter?" schrie er plötzlich. Die Franzosen sahen ihn verständnislos an. Der Gefreite war verschwunden. Den Leutnant würgte es, den treuen Mann im Ungewissen zu wissen. (Sowohl Ritter wie Marsmann sind glücklich in ihre bayerische Heimat zurückgekommen und leben heute noch.)

Als sie in einer Erdwanne rasteten und das Keuchen der beiden sich beruhigt hatte (sie sahen totenblaß aus), fragte der mit dem blonden Bart: „Was sind Sie?" Der Leutnant, gestärkt durch Pfefferminzschnaps, flüsterte: „Leutnant bin ich, Leutnant."

Sie sahen ihn nachdenklich an, und dann sagte der andere der bis dahin geschwiegen hatte, plötzlich laut: „Das war ein Sturm!" Und sie nickten alle drei.

O ja, dachte der Leutnant, das war ein Sturm! Er

schob seine Finger hinüber und drückte das Handgelenk des Franzosen, der es gesagt hatte.

Dann zogen sie weiter. Und immer wieder kam das Hinuntergerolltwerden in einen Trichter und die Ewigkeit des Alleinbleibenmüssens und das Überlegenmüssen, ob sie wiederkämen oder nicht. In solchen Augenblicken bangte der Leutnant, ob es vielleicht einen von den beiden erwischt habe. An sich selber dachte er dabei nicht. So sehr war er mit ihnen in seinen Fieberträumen und in seinen wachen Stunden verbunden, daß er sich um sie sorgte, als ob es seine Brüder seien.

Es kam der Augenblick, in dem der Leutnant überlegen mußte, wo der Eingang zum Fort sei. Die Anzeichen, daß er nicht mehr weit sein konnte, mehrten sich. Dem ganzen Charakter der Umgebung nach konnte er nicht mehr weit sein.

Wieder in einem der vielen Trichter, der einzigen Zuflucht und der einzigen Heimat, die ihnen auf dieser Wanderung vergönnt gewesen war, hockten sich die Franzosen neben den Offizier nieder. Der Blondbärtige glättete einen Dreckklumpen, und der Leutnant zeichnete mit dem Finger die Umrisse des Forts, und dort, wo der Eingang lag, drückte er den Daumen hinein.

Es war Zeit, daß sie in den Douaumont kamen. Die Gesichtszüge der beiden Franzosen zeigten die deutlichen Spuren namenloser Erschöpfung. Um die tiefliegenden

Augen, in denen schon der Glanz der Verzweiflung zu flackern begann, lagen dunkle Ringe. Ihre Hände zitterten unaufhörlich. Ihre Bewegungen waren während der vergangenen Stunden, trotz der Todesnot vor den umhersurrenden und peitschenden Splittern, langsamer geworden. Ihr ganzes Verhalten verriet den Beginn einer verhängnisvollen Resignation.

Als sie diesmal aufbrachen und der Blondbärtige den Dreckklumpen mit der Skizze vom Fort wegschleuderte, deutete er auf sich, dann auf seinen Kameraden und dann auf den Leutnant.

„Wir sind drei Kameraden!“ sagte er laut und nachdrücklich, dann bückte er sich schwerfällig, um die Zeltbahn aufzunehmen.

Von jetzt ab hing der Leutnant seinen Kopf ununterbrochen heraus, obwohl es ihn entsetzlich anstrengte. Er begann, sie durch Zurufe zu dirigieren. Er sagte ihnen nicht, was er allein wußte: daß sie, je näher sie dem rettenden Eingang kamen, in den furchtbaren Bereich der schwersten Granaten wanderten, daß auf diesen Eingang, den die französischen Batterien genau kannten, unablässig Gruppen schwerer Kaliber herunterbrachen, daß alles, was sie bisher an Feuer auszuhalten hatten, ein Kinderspiel gegenüber dem gewesen war, was sie jetzt erwartete. Einmal drehte sich der Blondbärtige ungeduldig zurück. „Ihr werdet es schon merken!“ flüsterte der Leutnant.

Und jetzt tauchte vor ihnen zwischen den Rauchfetzen und Wolkenfahnen der Einschläge das Gewirr von Steinklötzen, Erdbergen und Schutthügeln, durch Trichter unterbrochen, auf. Flammen donnerten hinein und zuckten heraus.

Der Franzose, der hinter dem Leutnant ging, stützte mit der einen Hand den Kopf des Verwundeten, damit er aushalten konnte, damit er nicht in die Zeltbahn zurücksinke, damit er den Eingang, den Eingang finde.

Und da entdeckten sie ihn ... der Leutnant schrie es ihnen heiser zu ... sie taumelten hin ... rumpelten über die Steine ... stolperten über Blöcke ... rutschten in Erdlöcher und krallten sich wieder herauf ... und standen vor einer zerbröckelten und zerschlagenen Mauer, in der kein Loch zu sehen war.

Sie hatten sich verlaufen.

Es mochte gegen sechs Uhr am Abend gewesen sein.

Mit weitaufgerissenen Augen und mit der letzten Kraft seiner Stimme kommandierte der Leutnant weiter. Stöhnend stiegen sie über hartes Geröll, das unter ihren lehmbeschmierten Stiefeln zur Seite glitt und sie stolpern ließ. Sie kauerten zu Tode erschöpft hinter Betonklötzen. Sie rissen sich wieder hoch und durchkrochen tiefe Trichter, in denen Gefallene übereinanderlagen, die durch den ungeheuren Luftdruck der schweren Einschläge ihrer Kleider beraubt waren. Sie

tasteten sich zwischen flammenden Donnerkeilen mit tränenden Augen, die vom Rauch wundgebeizt wurden, vorwärts, unablässig kommandierte sie der Leutnant nach links, nach rechts, nach oben, nach unten, das Keuchen der beiden wurde kürzer und kürzer und... plötzlich sahen sie graue Gestalten huschen... standen zwischen Geröllbergen vor einem Mauerloch, heiser schrie der Leutnant auf, sie rannten darauf zu und erlebten das Wunder: daß, indessen rings umher die Einschläge vom Himmel fuhren, diese Strecke bis zum Eingang nicht unter Feuer lag... sie wankten vorwärts, sahen wie in einem Traum Leichen liegen und Verwundete herumhocken, die unfähig waren, die vier lächerlichen Meter zum Eingang noch zurückzulegen und ... mit ihren letzten Kräften machten die beiden Franzosen einen Sprung ... Sie waren im Douaumont.

Der niedrige Gang, in den sie sich mit ihrer Zeltbahn drängten, war angefüllt mit Lehmgestalten, die brüllend, flehend, drohend zum Weitergehen aufforderten, mit Verwundeten, die apathisch zwischen und neben den ungeduldig trampelnden, verdreckten Stiefeln am Boden hockten, mit Gefangenen, die schweigend eingekeilt standen, mit Krankenträgern, die mit ihren Lasten in den Zeltbahnen erschöpft nach Atem rangen, mit Unterführern, die unermüdlich dazwischen fuhren, um das Durcheinander zu ordnen und schließlich mit Posten der Fortbesatzung, die das Ganze energisch

weiterzuschieben versuchten, um den Eingang frei zu halten. Der Anblick glich dem Trichter einer Mühle, in den Menschen geschüttet werden und langsam, aber unerbittlich vom Mahlgang aufgenommen werden.

Hinter dieser wirren Menschenmauer legten die beiden den Leutnant nieder und blieben neben ihm stehen. Es war aussichtslos zunächst, hier durchzukommen. Das Fieber des Schlachtfeldes wühlte noch in allen Köpfen, und die zerreißenden Einschläge draußen vor dem Eingang erschienen wie das Aufheulen von Raubtieren, das Jammern, Knurren und Fauchen von Bestien hinter der entgangenen Beute.

Bisweilen wandte der Leutnant seine Blicke von dem seltsamen Wald von lehmgelben Stiefeln, die an seinem Gesicht langsam vorbeizogen, ab und zu seinen Begleitern. Sie standen mit düsteren Gesichtern, manchmal wurden sie von dem mahlenden Strom zur Seite gedrückt, manchmal traf sie ein gutmütiges Wort. Manchmal sahen sie hinunter zu dem Mann, den sie vom sicheren Tode errettet hatten. Was in den Seelen und Herzen der drei Männer in diesen Augenblicken vor sich gegangen ist, weiß niemand.

Immer neue Gestalten taumelten herein, sie kamen mit einer solchen Wucht, daß sie im Schwung an die Mauern oder auf den Rücken der anderen flogen und daß man glauben konnte, es habe sie jemand, der über ungeheure Kräfte verfügte, von draußen in den Gang

hineingeschleudert. Keuchend und sich den Schweiß aus den Gesichtern wischend, klebten sie sich dicht an die vorwärtsschiebenden Menschenklumpen.

Der Leutnant hatte nicht mehr die Kraft, irgend etwas zu sagen oder anzuordnen, was nun mit ihm geschehen sollte. Er lag still, von schrecklichen Schmerzen zerrissen, er konnte nicht einmal den Kopf wenden, wenn einer der vielen Stiefel, die an ihm vorbeischlurften, ihm ins Gesicht zu treten drohte. Als er seine Hände müde auf den Steinboden legte, griff er in eine Pfütze, er zog sie naß von Blut zurück, und es war nicht sein Blut allein, das sich da ansammelte.

Als er einmal auf das hohle Durcheinander der Stimmen lauschte fuhr er plötzlich zusammen. Aus weiter Ferne hatte er eine helle Stimme gehört, deren Klang ihn wie ein Schlag durchzuckte: die Stimme des Ordonnanzoffiziers vom Regimentsstab.

Er schrie zwischen den Stiefeln hindurch mit aller Kraft mehrere Male den Namen des Offiziers.

Und er bekam Antwort, die helle Stimme kam näher und näher und schrie: „Hier!" — „Hier!" — „Hier!"

Dann wichen die Stiefel auseinander, das Geschrei ließ nach und das vertraute Gesicht des Kameraden beugte sich über ihn. Er war heimgekehrt zum Regiment.

Von da ab verlief alles, was mit ihm geschah, wie in einem ruhigen, schönen Traum. Er hörte einige Befehle, er fühlte, daß er hochgehoben wurde, er sah wie-

der vor sich die breiten Schultern des blondbärtigen Franzosen und durch eine Allee von fahlen Gesichtern, flachen Stahlhelmen von Franzosen und gebuckelten von deutschen Soldaten schwebte er dahin. Voraus ging der Ordonnanzoffizier und machte eine Gasse frei. Hinter diesem Transport aber, wie im bergenden Kielwasser, wankte, lief, stolperte und rannte ein Strom von anderen Verwundeten.

Als der nasse, triefende Gang etwas freier von Menschen wurde, ging der Ordonnanzoffizier neben ihm und seine erste Frage lautete: „Wie steht's vorne?"

„Gut steht's", murmelte der Leutnant, „die M-Räume haben wir und weit drüber naus sind wir."

(Er war der erste Offizier, der von vorne nach dem Sturm in das Fort kam.)

Vor dem Lazarettraum nahmen deutsche Sanitäter den beiden Franzosen die Zeltbahn ab.

Sie trugen ihn weiter und in dem Augenblick, als er unter dem Gewölbe des Lazaretteingangs verschwand, verschwanden auch die beiden Franzosen für immer aus seinem Leben. Wie es im Gewirr der Schlacht bisweilen zuzugehen pflegt: sie waren von einer Sekunde zur anderen auseinandergekommen, um sich niemals wieder zu sehen. Er hatte sich nicht von ihnen und sie hatten sich nicht von ihm verabschiedet. Irgendwo da draußen, in dem langen, tropfenden, von Kerzenstümpfchen matt erleuchteten, von Kriegern

durchrumpelten, vom dumpfen Donner der Einschläge zitternden Gang waren sie zurückgeblieben. Vielleicht standen sie noch auf demselben Fleck, wo er ihnen aus ihren Händen genommen worden war, dieses Leben, das sie dem Schlachtfeld entrissen hatten, und sahen ihm nach. Vielleicht ließen sie sich, als er aus ihren Augen war, müde zu Boden gleiten, um abzuwarten, was mit ihnen geschehen würde. Vielleicht wanderten sie auch unverzüglich weiter, irgendwohin in das Labyrinth, um ihre Kameraden zu suchen. Es ist nicht bekannt, wo sie geblieben sind und wie es ihnen fernerhin ergangen ist, ob sie nach dem Krieg zurückkehren durften in ihre Heimat, in die Bretagne nach Frankreich. Der, der ihnen sein Leben verdankt, wußte ihren Namen nicht, und sie, die das Letzte eingesetzt hatten, wußten den Namen dessen nicht, den sie getragen hatten.

Im Lazarettraum wurde der Leutnant auf einen der Tische gelegt, und indessen sich die Ärzte an seinem Bein zu schaffen machten, tauchte über ihm das scharfgeschnittene Gesicht seines Regimentskommandeurs, des Oberstleutnants Epp, auf.

Und noch einmal riß sich der Leutnant zusammen. In knappen Worten, mit der letzten Kraft geformt und hervorgestoßen, machte er Meldung.

Auf einer Karte, die der Ordonnanzoffizier herbeigeholt hatte, zeichnete der Leutnant, so gut er konnte, die erreichte Frontlinie ein und erläuterte die schwierige

Lage der Übriggebliebenen. Er horchte auf, als ihm der Kommandeur sagte, daß der Angriff der anderen Kompanien auf geringeren Widerstand gestoßen und bis auf die Wälle von Souville vorgetragen worden war.

Am meisten bewegte ihn aber, was Oberstleutnant Epp aus Gefangenenaussagen wußte: daß der Sturm der „Leiber" einen beinahe gleichzeitig befohlenen Angriff der Franzosen auf Fleury überrannt und zerschlagen hatte. Ein langer Händedruck und ein letzter Blick in das vom Beobachten im Panzerturm rauchgeschwärzte Antlitz des Kommandeurs ... dann überließ sich der Leutnant den Ärzten.

Der Leutnant starrte an die Decke.

„Wie steht's mit dem Bein? Muß es runter oder kann ich es behalten?"

Minutenlang herrschte Stille, dann kam die ruhige Stimme des Arztes: „Schön ist anders ... der Ausschuß ist häßlich ... aber es wird schon werden."

Wieder einige Sekunden Schweigen.

„Nehmt's mir nicht ab", sagte der Leutnant.

Nach einiger Zeit, während der brennende Fackeln in seine Wunde zu stoßen schienen, sah er, daß sie Draht zu einer Schiene bogen und sein Bein hineinlegten, sie rammten ihm eine Spritze ein, und dann trugen ihn die Sanitäter auf der Tragbahre in einen Nebenraum und fragten ihn, ob er zu essen und zu trinken haben wolle. Nein, er wolle nichts haben.

Dumpf und wie aus weiter Ferne rumpelten Einschläge auf das Fort herunter, die Mauern bebten und es rieselte von allen Wänden. Manchmal stöhnte in der Nähe ein Verwundeter. Manchmal hörte er die Stimme der Ärzte. Ihm selber aber war wohl zumute. Das Morphium hatte die Schmerzen gelindert. Ein grenzenloses Gefühl der Geborgenheit überkam ihn.

In diesem Raume verbrachte er die Nacht zwischen Wachsein und Schlummern, zwischen Grübeln und Träumen, zwischen Heimweh und Verlangen nach seinen Leuten. Manchmal griff er mit beiden Händen in die Dunkelheit, um Ritter und den Blondbärtigen zu suchen. Und oft wandte er seinen Kopf nach allen Seiten und wunderte sich, daß er allein war.

Gegen vier Uhr morgens holten ihn zwei Sanitäter, nahmen die Bahre auf, wanderten mit ihm durch die Gänge, gingen mit ihm hinein in die Dämmerung, die grauweiß den jenseitigen Ausgang füllte, sprangen mit ihm in einer Pause der Feuerschläge hinaus, kletterten mit ihm trichterauf und trichterab ... er kümmerte sich nicht darum. Es ging ihn nichts mehr an, was da ringsumher geschah. Mochten Granaten die Erde heben, mochten die Blitze der Brennzünder in die Nähe fahren, er hatte damit nichts mehr zu tun. Er befand sich in einem sonderbaren Taumel von Zufriedenheit.

Die sture Zuversicht, die fromme Gleichgültigkeit und das kindliche Vertrauen des geborgenen Verwundeten

wickelten ihn warm wie in einen Mantel. Hoch und tief schwankte er auf seiner Bahre, er wurde auch prompt, wenn die Sanitäter von Einschlägen gejagt wurden, bisweilen unsanft hingesetzt auf dem langen Wege über den Hassoulerücken. Er hatte eine Büchse mit Keks nebst einer Tafel Schokolade auf dem unförmigen, schneeweißen Verband stehen, der seinen Unterleib einhüllte, und davon aß er mit seinen verdreckten und blutverkrusteten Händen. Nachdenklich verfolgte er, wie seine Fingerspitzen vom vielen Anfassen der Süßigkeiten allmählich sauber zum Vorschein kamen.

Er mochte sich in seinem Innern hinwenden, wohin er wollte: da gab es keinen Winkel, der nicht von Glück angefüllt war. Sein Herz war bei seinen Kameraden auf den Wällen von Souville. Er durchdachte noch einmal den Angriff in allen Einzelheiten und durchforschte noch einmal die soldatische und menschliche Haltung seines Zuges. Sie hatten bestanden, bestanden, bestanden! — —

Viele Verwundete wanderten denselben Weg, viele Tragbahren schaukelten vor und hinter ihm.

Als in seiner Nähe im Laufschritt einige blaue Mäntel auftauchten und ihn überholten, hätte er beinahe laut aufgeschrien.

Wo waren seine beiden. Wo waren die Bretonen?

Er hob sich hoch und starrte angestrengt überall hin,

wo sich die flachen, blauen Stahlhelme zeigten. Niemals aber waren die beiden dabei, die er suchte.

Von da ab ließ er in seiner Aufmerksamkeit nicht mehr nach, den ganzen weiten Weg durch die Brûleschlucht und durch den Fosseswald, und der Anblick der vertrauten Strecke, die er vor einigen Tagen hinaufgeklettert war, und alle Erinnerungen, die mit diesem Anblick verbunden waren, traten zurück. Er suchte nur noch die Gesichter aller Gefangenen, die vorbeiströmten. Die, die seine Dankbarkeit suchte, waren nicht dabei.

In einem fahlen, zerschossenen Tale luden sie ihn in einen Pferdewagen. In Azannes wurde er ausgeladen.

Fern, unwirklich fern rollte der dumpfe Donner der Front. Müde starrte der Leutnant in das Gewimmel von Menschen, das sich hier gesammelt hatte, in diese stille Versammlung der vom Giftgas verblichenen, vom Pikrindampf verfärbten und vom Lehm des Schlachtfeldes gelben Uniformen, die aber im ganzen einem Schneefeld glich, einem unübersehbaren Schneefeld von frischen Verbänden.

Abseits stand eine schweigende Mauer von blauen Mänteln und blauen Stahlhelmen, Hunderte und Hunderte von Franzosen, die auf den Abtransport warteten. Hier in Azannes war der Frieden.

Nur die, die er suchte, waren nicht dabei.

Ende

Thimmermann VERDUN SOUVILLE